

Wöchentlich 85 Pf., monatlich 3,60 M.
in voraus zahlbar, Postbezug 4,32 M.
einzelständig 60 Pf. Volkseigenes- und
72 Pf. Volkszeitungsgeheimen. Auslands-
abonnemente 6,- M. pro Monat; für
Länder mit ermäßigtem Drucklohn-
posten 5,- M.

Der „Vorwärts“ erscheint wochent-
lich zweimal, Sonntags und Feiertags
einmal, die Abendausgabe für Berlin
und im Handel mit dem Titel „Der
Abend“. Illustrierte Beilage „Wort
und Welt“, Ferner „Frauenstimme“,
„Zeitung“, Bild in die Bücherwelt“,
„Jugend-Vorwärts“ u. „Stadtblatte“

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Die einseitige Konparezelle
80 Pfennig, Beilage 5,- Reichs-
markt, „Kleine Anzeigen“ des Mit-
terdrucks Sozial, jedes weitere Wort
12 Pfennig, Stellenanzeigen das erste
Wort 15 Pfennig, jedes weitere Wort
10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben
zahlen für zwei Worte. Arbeitsmarkt
Seite 69 Pfennig, Familienanzeigen Seite
40 Pfennig. Anzeigenannahme im Haupt-
geschäft Lindenstraße 3, wochenttäglich
von 9^{1/2} bis 17 Uhr.

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstr. 3
Fernsprecher: Dönhofs 292-297 Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin.

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Postfachkonto: Berlin 57536. — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und
Beamten, Lindenstr. 3, Dt. B. u. Disz.-Ges., Depositenk., Jerusalemstr. 63/66.

Flucht nach der Niederlage

Hakenkreuzler laufen unter allgemeinem Gelächter aus dem Reichstag

Nach der Eröffnung des Reichstags gab der Ab-
geordnete Stöhr (Nsoz.) die Erklärung ab, daß die
nationalsozialistische Fraktion in diesem Reichstag
nicht mehr mitarbeiten werde. Die National-
sozialisten verließen darauf den Sitzungssaal.

Eine ähnliche Erklärung wurde für die Eugen-
berg-Gruppe abgegeben, jedoch mit dem Vorbehalt,
daß der Streik nur für die Dauer der Verhandlungen
über die auswärtige Politik gelten sollte. Der Eugen-
berg-Gruppe schlossen sich vier Vertreter des
Landvolks an.

Die Nationalsozialisten legten zugleich ihre Ämter
im Präsidium und Vorstand des Reichstags
nieder.

Die Nationalsozialisten werden sich bis auf weiteres an
den Arbeiten des Reichstages nicht beteiligen.

Was heißt das? Das heißt, daß sie davon gelaufen
sind, wie ein großmäuliger Schwächling davonläuft, wenn er
sich einem Manne gegenübersteht.

Wir haben festgestellt, daß die Nationalsozialisten am
Montag und Dienstag eine politische Niederlage ersten Ranges
erlitten haben, im Parlament wie im Volksbewußtsein. Die
Niederlage hat noch gestern zu einer Flucht und zu
einer Kapitulation geführt.

Sie sind geflüchtet, weil ihnen Mut und Fähigkeit fehlen,
um in den geregelten Formen parlamentarischen Kampfes
ihren Gegnern entgegenzutreten. Sie können schreien und
verkünden, aber nicht sachlich kämpfen! Sie haben groß-
sprecherisch angekündigt, daß sie gestern mit dem Außen-
minister abrechnen würden — aber sie haben es nicht darauf
ankommen lassen!

Vor der Weltöffentlichkeit ist die Stellung des Leiters der
deutschen Außenpolitik nach diesem Auszug fester denn je.
Wenn man ihn nach der Meinung und der Stärke seiner
rechtsradikalen Gegner fragt, so kann er antworten: meine
Gegner sind davongelaufen!

Zur Flucht die Kapitulation! Sie verzichten darauf, die
6 1/2 Millionen Wähler, die ihnen am 14. September ihre
Stimme gegeben haben, im Reichstag zu vertreten. Sie haben
ein Mandat erhalten, aber sie führen es nicht aus! Jene Kreise,
die am 14. September aus den verschiedensten Motiven dieser
Partei ihre Stimme gegeben haben, erkennen heute schon, daß
sie betrogen worden sind.

Die nationalsozialistische Reichstagsfraktion hat mit diesem
Auszug ein offenes Geständnis der Unreife abgelegt. Es wäre
denkbar, daß eine extreme Partei das Parlament verlasse, um
unmittelbar zum bewaffneten Zustand überzugehen. Dieser
Auszug aber ist geboren nicht aus dem Gefühl der Macht,
sondern aus Schwäche, aus der Verzweiflung, die eigene Sache
im Parlament vertreten zu können!

Die Abstinenz von der parlamentarischen Arbeit war eine
der Kinderkrankheiten der Geschichte der sozialdemokratischen
deutschen Arbeiterbewegung, die sehr rasch überwunden war.
Diese Kinderkrankheit des Radikalismus überfiel nach der
Revolution von 1918 die neugegründete Kommunistische
Partei, aber schon nach wenigen Monaten waren die Kom-
munisten belehrt, deren Führer von Anfang an dagegen ge-
kämpft hatten, daß die Kommunistische Partei sich damit
inoffiziere.

Die Nationalsozialisten aber wiederholen getreulich die
Kinderkrankheiten des Radikalismus aus der frühen Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung. Sie sind in der politischen
Entwicklung um mehr als ein halbes Jahrhundert hinter der
deutschen sozialdemokratischen Arbeiterschaft zurück. Das will
Deutschland retten und eine Diktatur gegen die deutschen Ar-
beiter errichten! Die Herrschaften können von jedem sozial-
demokratischen Arbeiter noch etwas lernen, und es tut ihnen
not, daß sie etwas lernen!

Die ist es nun mit dem „ganz legalen Wege“ nach diesem

Bekennnis zum Antiparlamentarismus und der Erklärung,
daß die Beschlüsse des Reichstags nicht rechtsgültig seien? Wie
steht es mit dem Eide des Herrn Hitler und den gleichartigen
Beteuerungen seiner Offiziere? Wollen die Herrschaften nun
den Kurs auf den offenen Bürgerkrieg nehmen und einen
Marsch auf Berlin nach dem Muster des Marsches auf München
unternehmen?

Sie haben zunächst einen Marsch veranstaltet — nicht auf
den Reichstag, sondern aus dem Reichstag hinaus. Sie hielten
es einfach nicht mehr aus, daß sie dort Gegner anhören
mußten, und daß es dort keine SA. gibt, die Gegner todschlägt,
sondern eine Verhandlungsleitung, die für die Redefreiheit
sorgt. Haben die Führer der nationalsozialistischen Reichstags-
fraktion gefürchtet, daß ihre Beute vor den Argumenten ihrer
Gegner wandern werden würden?

Die eine Niederlage hat genügt, um sie in die Flucht zu
treiben. Das unreife, rüpelhafte, sabotierende Wesen ist aus

dem Reichstag verschwunden — ein großer Gewinn für die
Arbeitsfähigkeit des Parlaments! Aber nur keine Sorge! Die
Herrschaften haben bei ihrem Auszug eine Hintertür offen
gelassen, und der Flucht aus dem Reichstag wird eine zweite
Flucht folgen, die Flucht in den Reichstag zurück! Eines
Tages werden sie wieder erscheinen, ganz klein und
ganz unauffällig.

Dann werden sie wieder legal bis auf die Knochen sein,
so legal wie Herr Hitler vor dem Putsch und nach dem Putsch.
Dann werden sie wieder das Maul aufreißen und glauben
machen wollen, daß ihre Mäuler die Kraft der Posaunen von
Jericho hätten.

Bis dahin aber wird man darauf achten müssen, daß die
Bürgerkriegsorganisation, die sie aufgezogen haben, nicht von
selber losgeht — aus Verzweiflung über die Niederlage und
über die Sackgasse, in die die nationalsozialistische Bewegung
geraten ist!

Deserteure am Pranger.

Eine Abrechnung mit den Flüchtigen.

Die Reichstagsfraktion am gestrigen Dienstagmittag begann
vor gut belehtem Hause mit einer Erklärung, die

Abg. Stöhr (Nsoz.) für seine Fraktion verlas. Darin be-
hauptet er wiederum, daß die Reichstagsbeschlüsse der Montag-
sitzung verfassungswidrig seien und alle künftigen Beschlüsse des Hauses
daher ungesetzlich. Die Regierung und der Reichstag seien nur die
Organisationsmaschinerie des internationalen Truistkapitals. Die
Wehrheit des deutschen Volkes sei bei den Nationalsozialisten, (Ge-
lächter der Wehrheit, andauernde Zwischenrufe der Kommunisten.)
Bei dem Ausdruck von „diesem Hause des organisierten Verfassungs-
bruchs“ erhält der erste Vizepräsident des Reichstages einen Ord-
nungsruf.

Er kündigt an, daß seine Fraktion den „Tributreichstag“ verlasse.

(Lebhafte Beifall der Wehrheit.) Sie appelliert an den Reichs-
präsidenten als den Hüter der Verfassung, dieses Haus, das nicht
mehr dem Volkswillen entspreche, aufzulösen; sie warnt die Welt-
öffentlichkeit (Heiterkeit der Wehrheit) vor irgendwelcher Beugung
dieses Reichstages. Wir verlassen also diesen Young-Reichstag und
werden ihn

erst wieder betreten (Heiterkeit), wenn sich die Möglichkeit bietet,
besonders tödliche Maßnahmen der Volkseinde zu vereiteln.

(Die äußerste Rechte, die diese Erklärung stehend angehört hat, ruft
dreimal „Heil“, was die äußerste Linke zu Niederrufen veranlaßt.
Der Auszug der Nationalsozialisten erfolgt zweckmäßig bankweise.
Die vorderen Bänke lang an; er wird von der Wehrheit mit leb-
haftem Beifall begleitet. Einer der zuletzt hinausgehenden Haken-
kreuzer wirft seine farbigen Abstimmungsarten in die Luft, welches
Konfettimerfen ein ganz hübsches Schauspiel bietet.)

Abg. Dr. von Frentag-Loringhoven (Dnt.) folgt mit einer ähn-
lichen Erklärung, die allabend Ausfälle gegen die schwarze
Diktatur enthält und ankündigt, daß die Eugenberg-Fraktion sich an
der auswärtigen Debatte nicht beteiligen wird. Unter dauernd großer
Unruhe bleibt der Redner meist unverständlich, man hört aber, daß
er sagt: Dieser Reichstag ist ohne uns ein Kammerreichstag. (Große
Heiterkeit.) Dann erhebt er, man versteht nicht gegen wen, den Vor-
wurf,

Deutschland zugrunde gerichtet

zu haben, was stürmische Entrüstungserne der Sozialdemokraten und
der Wehrheit hervorruft, so daß man erst an dem Händelastischen
der Eugenberg-Fraktion merkt, daß der Redner noch weiter gesprochen
und geschlossen hat.

Präsident Löbe erklärt, während die Deutschnationalen den Saal
verlassen, daß er die Ausführungen des Redners, die die Ent-
lösung des Hauses hervorgerufen haben, nicht verstehen konnte, aber
nach dem Stenogramm gegebenenfalls Maßnahmen treffen werde.

Abg. von Wendhausen (Landvolk) gibt „im Namen einiger
Freunde“ eine ähnliche Erklärung ab. Diese Kundgebung der
Spaltung der Landvolksfraktion wird von der Wehrheit lachend zur
Kenntnis genommen. Auch diese Gruppe verläßt den Saal.

Abg. Stöcker (Komm.) führt aus, daß seine Fraktion trotz der
Bergewolligungen der vorigen Nacht habe, als Botschaften

kämpften sie, ebenso wie ihre Genossen in Italien und in Polen, bis
zuleht.

Darauf tritt das Haus in die Tagesordnung ein, das ist die zweite
Beratung des Haushalts des Auswärtigen Amtes.

Nach der Rede des Außenministers Curtius, über die wir an
anderer Stelle berichten, ergriff das Wort

Abg. Stampfer (Soz.):

Die sogenannte nationale Opposition ist davongelaufen, um sich
weiteren Niederlagen zu entziehen. (Lebh. Beifall bei den Soz.
und in der Mitte.) Bei den Maßnahmen, die wir getroffen haben,
handelt es sich nur darum, dem deutschen Volk das Recht, sich selber
zu regieren, zu erhalten. Um dieses Recht des deutschen Volkes
haben wir in der Februarnacht der vergangenen Nacht gekämpft.
Wir haben dieses Recht dem deutschen Volk erhalten, und darum ist
die Rechte davongelaufen. Wir haben damit auch dem deutschen
Volke die Möglichkeit gerettet, auswärtige Politik zu treiben. Denn
wie sollte auswärtige Politik möglich sein, wenn ein in modernen
Formen organisierter Volkstörper überhaupt nicht mehr vorhanden
wäre? Im alten deutschen Reich haben zwei Faktoren die Politik
bestimmt: der Reichstag und der Kaiser. Der Kaiser ist nicht mehr
da — der Reichstag ist geblieben. Die Herren da drüben, die jetzt
deutschen sind, wollten den Reichstag zerschlagen und zerstören.

Soll ein Volk erfolgreiche auswärtige Politik treiben, dann
braucht es eine Vertretung nach außen, ein Parlament, und
zwar ein Parlament, das seine Würde zu bewahren weiß.

(Sehr richtig!) Ein Volk im Unglück nach der Riegerlage kann und
soll wenigstens seine Würde bewahren. Es konnte der auswärtigen
Politik des Deutschen Reiches kein schlechterer Dienst geleistet werden,
als durch die unwürdigen Szenen, die hier aufgeführt worden sind,
und von denen wir nun hoffentlich längere Zeit befreit bleiben
werden. (Sehr gut!) Die Abstinenzpolitik, zu der die sogenannte
nationale Opposition sich vorhin mit einigen leihen aber doch recht
hörbaren Vorbehalten bekannt hat, ist in der Geschichte fast immer
eine Torheit gewesen. Es wäre eine Torheit, aus dem Bitterbund
herauszugehen. Es ist auch eine Torheit, hier wie unartige Schul-
jungen seine Sachen zu nehmen und aus dem Parlament hinaus-
zulaufen. Eine solche Abstinenzpolitik kann nur dann einen Sinn
haben, wenn man gewillt und entschlossen ist, aufs Ganze zu gehen,
im vorliegenden Falle, wenn man gewillt und entschlossen ist, mit
außerparlamentarischen Mitteln um die ganze politische Macht zu
kämpfen. Ob dort (nach rechts) dieser Wille vorhanden ist, wage
ich nicht zu entscheiden — die Kraft gewiß nicht.

Aber für uns, die wir die Sache des demokratischen Deutschlands
vertreten und die Sache der Republik, heißt es in diesem Augen-
blick: Augen auf und aufgepaßt! (Lebh. Zustimmung der Soz.)

Wir wollen nicht hoffen, daß die Herren von da drüben in einem
entscheidenden Augenblick die Rolle der unheimlichen Helfer . . .
(Lärmende Jurse der Komm. Sie sind die Helfer der Falschisten!
— Präsident Löbe mahnt zur Ruhe und erteilt einen Ordnungsruf.)
Kocher wird so Ihr Redner (zu den Komm.) beweisen können, wer
die Helfer sind. Einstweilen kann ich darauf hinweisen, daß Sie

gestern noch gerufen haben: „Hüter verreckel“, aber die Unternehmungen der Hitler-Beute mitgemacht haben.

Heute haben Sie (zu den Komm.) zum erstenmal in diesem Reichstag gezeigt, daß Sie sich von diesen Herren lösen können.

Ich wünsche, das noch öfter zu sehen. (Abg. Torgler (Komm.): Denken Sie doch an Ihre Haltung 1925!) Bitte, sagen Sie das alles nachher, wenn Sie zum Wort kommen. In der Erklärung des Herrn Stöhr kam das Wort „Weltöffentlichkeit“ vor. Es klang schon beinahe wie Weltgewissen, und ich sagte mir dabei, wie wir müssen die Herren in der Zeit sehen, wenn sie schon anfangen, an das Weltgewissen zu appellieren. Es war der Ton, den eine Maus von sich gibt, wenn die Falle hinter ihr zuschlägt, mit dem Herr Stöhr an die Weltöffentlichkeit appelliert. (Sehr gut links.)

Herr Stöhr hat erklärt, er und die Seinen würden nur zurückkehren, um besonders lächerliche Maßnahmen abzuwehren. Ich nehme an, daß

die Heerichar Hillers vom heutigen Tage an ihren Gott täglich um solche lächerlichen Maßnahmen bitten wird, die ihr ermöglichten sollen, ihren Rückzug in dieses Haus zu halten und damit die Torheit von heute ungeschrien zu machen.

Früher hat es ganz anders geklungen. Noch vor etwa 4 Wochen glaubten die Nationalsozialisten und die Deutschnationalen an ihren Sieg hier im Hause, weil sie auf die Niederlage Deutschlands in Genf hofften. (Zustimmung der Mehrheit.) Herr Rosenbergs, der Chefredakteur des „Völkischen Beobachters“, kündigte in seinem Blatt an, wenn Curtius als blamierter Paneuropäer von Genf zurückkomme, dann werde die Stunde der großen entscheidenden Abrechnung gekommen sein. Welche Wendung! Die blamierten Europäer sind nicht wir, sondern die jetzt Abwesenden, und sie haben getan, was sie nach ihrer Niederlage immer getan haben, auch am neunten November, sie sind davon ungelassen. Den Erfolg, den Deutschland in Genf erreicht hat, den haben sie nicht gewollt, den hätten sie am liebsten verhindert. Darum haben uns die Worte Freitag-Loringhovens besonders empört, wir wären an allem beteiligt gewesen, was Deutschland zugrunde gerichtet hat. Das sagen die, die auf die Niederlage Deutschlands in Genf spekulieren. (Sehr gut.)

Im Auswärtigen Ausschuss haben die Deutschnationalen und Nationalsozialisten vor wenigen Tagen erklärt, sie beschränkten sich auf bloße Fragestellung, weil sie die große Debatte im Plenum führen wollten. Heute aber sind sie verschwunden und ausgekniffen und es ist nichts mehr von ihnen zu merken.

Herr Stöhr hat u. a. gesagt, in diesem Hause wäre jetzt eine charaktervolle Opposition nicht mehr möglich. Ja, wer hindert denn die Herren, in Stundenlangen Reden hier zu sagen, was sie auf dem Herzen haben? Sie selber haben sich daran gehindert, weil sie gewußt haben, daß dann nur eine neue Blamage zu ihrer alten dazu kommt.

Warum sind wir denn in einen Konflikt mit der polnischen Nachbarrepublik geraten? Auf eine kurze Form gebracht: weil

in Polen das dritte Reich ausgebrochen ist!

(Sehr gut!) Was die Herren hier wollen, das haben ihre Bemerkungen in Polen schon erreicht, und was uns in dem Besitzt der Aufständischen von Ostoberschlesien angrinst, ist die bekannte Hakenkreuzfrage. Die Kräfte dieser Aufständischen in Ostoberschlesien sprechen dieselbe Sprache, wie bei uns die Hakenkreuzler. Wir wollen kein Deutschland, das dem Polen Völkchen (Wärm bei den Kommunisten.) Und darum, Herr Torgler, wollen wir dafür sorgen, daß wir ein aktionsfähiges Parlament haben. Hätte Polen ein solches gehabt, dann wäre es nicht in die Schande gekommen, die ihn durch die Vergewaltigung Ostoberschlesiens und der Ukrainer, für die Herr Curtius im Rat hoffentlich ebenfalls ungeschickene Worte finden wird, wie letzten für die Deutschen, aber auch durch die Währungsfrage des polnischen Volkes gekommen ist. (Zustimmung.)

Wir als internationale Sozialdemokraten professieren in dieser Stunde gegen die Vergewaltigung nicht nur der deutschen und der ukrainischen Minderheit, sondern auch gegen die ungeheuerlichen Schandtaten in den Kretern von Drest-Litowsk!

(Lebhafter Beifall der Sozialdemokraten. — Zurufe der Kommunisten.) Vor solchen Dingen, Herr Torgler, wollen wir das deutsche Volk und auch Sie bewahren!

Wir deutschen Sozialdemokraten bekennen uns zum deutschen Volk in der ganzen Welt. Wir vertreten das Recht der deutschen Volksgemeinschaft, wir erworten von den deutschen Volksgenossen im Ausland, daß sie zu dieser Volksgemeinschaft stehen und ihre Menschenrechte verteidigen. (Beifall.) Wo sie unterdrückt sind, werden wir ihnen mit aller Kraft zu Hilfe kommen. Und darum hat zwei Tage nach der polnischen Sejmwahl, am 18. November vorigen Jahres, der „Vorwärts“ geordert, daß Deutschland in Genf für das Recht der deutschen Minderheiten in Ostoberschlesien eintrete. Ueber den Erfolg, der in Genf erzielt worden ist, hat die deutsche Sozialdemokratie in allererster Linie Grund, sich zu freuen; wir haben ihn laut und still vorgearbeitet, und wir glauben, damit ein ganz beachtenswertes Stück praktischer Arbeit für das deutsche Volk geleistet zu haben.

Wir haben aber sehr wenig Verständnis für ein Nationalgefühl, das zwar gegen den Caudos Gracynski in Kattowitz die Faust reckt, aber die Stiefel leckt dem Henker Südtirols, dem Herrn Mussolini. (Lebhafte Zustimmung.) Wir haben keine Spur von Verständnis für einen Nationalstolz, der sich in dem Augenblick, wo er die Brennergrenze überschreitet, in Hundedemut verwandelt.

Solche Art von Nationalpolitik werden wir internationale Sozialisten niemals machen.

Wirkliche Arbeit für die Vereinigung der Völker Europas besteht erst dort, wo die Zusammenarbeit zwischen dem deutschen und dem französischen Volk gesichert ist. In der Abrüstungsfrage sind wir im Prinzip mit der Regierung durchaus einig darin, volle Gleichberechtigung für das deutsche Volk zu fordern. Wir wären schlechte Sozialdemokraten, wenn wir das nicht tun würden. Wir halten gemeinsam mit der Regierung an diesem Endziel fest und sind gemeinsam mit ihr der Meinung, daß alles getan werden soll, um ihm so nahe wie möglich zu kommen; aber mögliche praktische Fortschritte dürfen nicht unter Verschönerung auf letzte prinzipielle Forderungen unmöglich gemacht werden. Es freut mich, daß Dr. Curtius mir die Arbeit abgenommen hat.

Die ausgezeichneten Worte unseres verehrten Freundes Arthur Henderson in das kenographische Protokoll des deutschen Reichstages zu bringen.

Den Kampf gegen die Behauptung von der Allschuld Deutschlands am Kriege hat die Veröffentlichung der Memoiren Bülowens erschwert.

Wenn wir die Torheit begangen, wieder eine feierliche Erklärung den ausländischen Regierungen zuzulassen, so könnte es unseren Völkern schaden, daß die Außenminister ihnen diese Bülow-Bücher entgegenhalten.

(Sehr wahr! links.) Man kann ja auch nicht alles auf einmal betreiben. Den Schutz der Minderheiten, die Revision der Ofarense, die Rückgabe der Kolonien, den Widerruf der Kriegsschuld, die Revision des Young-Plans und den Anschluß Österreichs. In einem Punkt der auswärtigen Politik wären wir wohl alle einig, selbst wenn die Daron-Gelassenen hier wären, nämlich darüber, daß die Außenpolitik des deutschen Reiches, mindestens seit dem Abgang Bielowens unter der Kanone gemein ist. Aus den Selbstanklagen Bülowens geht hervor, daß die deutsche Außenpolitik vom Regierungsantritt Wilhelms II. bis zum 1. August 1914 eine einzige Operette

gemessen ist, der dann allerdings die Tragödie folgte. Die Außenpolitik der Republik ist entschieden besser gewesen.

Wäre die kaiserliche Außenpolitik fortgesetzt worden — von diesem Deutschland wäre heute kein Fehden mehr übrig.

Rur weil wir uns entschlossen von dieser Politik abgemeldet haben, ist es möglich gewesen, den Bestand des Reiches zu retten und zu erhalten. Die Herren von der „nationalen Opposition“ scheinen allerdings zu meinen, die kaiserliche Außenpolitik sei noch nicht genug laut und vorlaut, nicht genug lärmend und theatralisch und nicht genug großmütig gewesen. In all diesen Beziehungen bemüht sie sich, die kaiserliche Politik noch zu übertreffen. Das ist der Weg, der sicher in den Abgrund führt. Wenn eine Niederlage ein Gutes hat, so dies, daß das Volk aus ihr lernen kann.

Wehe dem Volke, das aus seiner Niederlage nicht einmal mehr lernt!

Die Millionen deutscher Volksgenossen, deutscher Arbeiter, die zu uns stehen, haben längst erkannt, daß es für das Deutsche Reich, für die Deutsche Republik nur einen Weg aufwärts gibt, den Weg der Gerechtigkeit und der Freiheit für alle — das aber ist der Weg der Demokratie und des Sozialismus. (Lebhafter Beifall und Händeklatschen der Sozialdemokraten.)

Abg. Dr. Kaas (Z.): Durch den Auszug der Rechte haben unsere Verhandlungen sicher an Sachlichkeit und Geistigkeit gewonnen. Voraussetzung für ein neues Europa ist die Erfüllung seiner Völker mit einem Geist der einen wirklich zukunftsreichen Organismus aufbauen kann. Wenn am Anfang stehen soll, Deutschland dürfe eine friedliche Entwicklung des jetzigen Zustandes nicht verlangen, dann könnte man ruhig den Paneuropäer begraben. Abrüstung ist die Voraussetzung der Sicherheit, die auch wir haben müssen.

Deutschlands Außenpolitik.

Minister Curtius vor dem Reichstag.

Außenminister Curtius sprach gestern im Reichstag über das Ergebnis von Genf.

Er erklärt einleitend, daß er sich nicht auf einen Bericht über die Genfer Verhandlungen beschränken, sondern von seiner Grundlage aus den wichtigsten allgemeinen Fragen unserer Außenpolitik nachgehen werde. Er beginnt mit der Besprechung der Verhandlungen des Studienausschusses für europäische Zusammenarbeit. Den breitesten Raum nahmen in diesen Verhandlungen die Wirtschaftsberatungen ein. Es setzte sich die Erkenntnis durch, daß eine schematische für alle europäischen Verhältnisse passende Lösung nicht gefunden werden kann. Ohne dogmatische Voreingenommenheit ist es erforderlich, Ordnung auf einzelnen Gebieten der Wirtschaft zu schaffen und regionale Austausch- und Ausgleichslösungen zu fördern. In erster Linie hat sich der Studienausschuss mit der landwirtschaftlichen Krise beschäftigt. Bis zum Mai sollen brauchbare Pläne vorgelegt werden. Es ist nicht zu verkennen, daß der Wille zur Zusammenarbeit auf allen Seiten zutage getreten ist.

Die bisherige Behandlung des weitreichenden Problems einer europäischen Union ist bezeichnenderweise über lassende Versuche noch nicht hinausgekommen.

Zweifellos drängt ein starkes Bedürfnis unserer Gegenwart nach neuen Formen des zivilisationsmäßigen Lebens in Europa zum Ausdruck. Die deutsche Auffassung zu dieser Frage ist in der Antwortnote auf das französische Memorandum niedergelegt und hat in der letzten Zeit weitgehende Zustimmung in der deutschen Öffentlichkeit gefunden. Diese Auffassung bildet auch bei den letzten Genfer Beratungen die Grundlage der deutschen Stellungnahme. Die Auffassung eines umfassenden Programms für die europäische Zusammenarbeit ist ein besonderer Komplex überwiegen worden, das das Material bis zum Mai vorbereiten soll.

Für die Teilnahme der dem Völkerbund nicht angehörenden europäischen Staaten hat Deutschland bei den letzten Genfer Verhandlungen die Grundlage geschaffen.

Daß die Samjeregierung sich im Prinzip bereit erklärt hat, an den Beratungen des Europausschusses teilzunehmen, begrüße ich mit Rücksicht auf unsere Beziehungen zu Rußland mit besonderer Genugtuung. Das Erfordernis umfassender Solidarität stellt sich einem immer wieder vor Augen, wenn man die Gesamtheit der großen europäischen Fragen sieht. Diese Aufgaben können nicht von einzelnen Völkern und können nicht mit den Mitteln der Vorkriegszeit gelöst werden. Wir stehen vor neuen Problemen, vor der Schaffung einer neuen Rechts- und Friedensorganisation, die allseitige Zusammenarbeit erfordert.

Der Angelpunkt der großen europäischen Fragen ist das deutsch-französische Verhältnis.

Es wäre verhängnisvoll für das Schicksal Europas, wenn sich nicht auch jenseits des Rheins die Erkenntnis der Ursachen durchsetzte, die letzten Endes die heutige Situation in Europa herbeigeführt haben. Die Forderungen, für die wir uns einsetzen, sind mit den Lebensnotwendigkeiten anderer Völker nicht unvereinbar, und lassen sich auf dem Wege gerechten friedlichen Ausgleichs erfüllen.

Wir sind durchdrungen von der Überzeugung, daß ein neues Gemeinschaftsgefühl im Werden ist. Wir wollen aber nicht, daß das neue Europa auf der Grundlage unseres schwersten Niederbruchs aufgebaut wird. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß wir uns mit dem französischen Volk auf diesem Wege zusammensuchen werden.

Der Minister geht dann auf die Abrüstungsfrage ein, die im Völkerbundesrat eine bedeutende Rolle gespielt habe.

Nach der ganzen Haltung der deutschen Vertretung in der vorbereitenden Abrüstungskommission war es selbstverständlich, daß wir das Ergebnis der Arbeiten dieser Kommission ablehnten. Wir haben im Völkerbundesrat nochmals dargelegt, daß der Konventionenentwurf keine verpflichtende Kraft habe.

Der endgültige Termin für die Abrüstungskonferenz ist jetzt endlich festgesetzt. Sie beginnt im Anschluß an die Samartagung des Völkerbundesrats, am 2. Februar 1932, zu einem Zeitpunkt, wo ein Teil der Außenminister ohnehin in Genf versammelt ist und eine lange pausenlose Arbeitsperiode zur Verfügung steht. Die Verhandlungen sind noch offen gelassen. Die weiteren Verhandlungen darüber müssen von dem Grundgedanken getragen sein, daß in der Führung der Konferenz völlige Unparteilichkeit gewahrt bleibt. Die Größe der Aufgabe der Abrüstungskonferenz wird die Politik aller Staaten in der nächsten Zukunft entscheidend beeinflussen. Dort wird sich herausstellen, ob es zur Abrüstung kommen oder nicht. Für uns ist entscheidend, daß wir einen klaren Rechtsanspruch auf Durchführung der allgemeinen Abrüstung haben und daß wir uns mit einer noch längeren Verzögerung der Erfüllung dieses Anspruchs nicht abfinden werden. Die Überzeugung von unserem Recht hat inzwischen Schritt um Schritt an Boden gewonnen.

Noch gestern hat der englische Außenminister erklärt, daß jedes Mitglied des Völkerbundes durch Geld und Ehre zur Abrüstung verpflichtet sei. Nun müssen den Worten die Taten folgen!

Wir verlangen denselben Grad von Sicherheit, den die anderen Staaten für sich in Anspruch nehmen. Der Auslöser der Rüstungsunterschiede stellt nicht nur eine vertragliche Verpflichtung dar, sondern ist unabweisbar notwendig, um Ruhe und Sicherheit in Europa zu schaffen. Für alle Welt ist die Lösung der Abrüstungsfrage der Prüfstein des Völkerbundes.

Wenn die anderen ihre Abrüstungsverpflichtung aus dem Versailles Vertrag nicht erfüllen, wie können sie einem entwaffneten Lande, das dem Militarismus der anderen gegenüber an Abrüstung denken würde, Militarismus entgegenetzen?

Wenn Verteidigung Militarismus ist, dann ist Rußland auch militaristisch. Polens Existenzrecht erkennen wir an, aber seine Grenzen sind gegen seine eigenen Interessen zu weit gezogen worden, und wir behalten uns vor, das deutsche Recht auf Veränderung geltend zu machen. Das braucht nicht zu verhindern, daß wir mit Polen uns verständigen. Die Sepsis gegenüber dem Völkerbund hat im deutschen Volke einen gefährlichen Grad erreicht. In der Kriegsschuldfrage arbeitet die Zeit für uns. Die geduldig und rechtshaberisch geschriebenen Memoiren Bülowens verraten nur sein Bestreben, andere aus dem Wahlhau der deutschen Staatsmänner zu verbannen. Der Redner wünscht zum Schluß eine Gesamtlösung der Finanz- und Reparationsfragen und Fortführung der Verständigungspolitik. (Beifall im Zentrum.)

Abg. Dauch (D. Sp.) sieht in dem Auszug der Rechte die notwendige Folge der Ueberprüfung einer Politikspolitik, die aus dem Reichstag stets eine Wahlversammlung machen wollte. Dem Außenminister gebührt für seine Genfer Arbeit der Dank des Reichstages. Der Redner äußert sich auch weiter im Sinne des Außenministers und spricht scharf

gegen die Heerei der Nationalsozialisten, wie z. B. die Bürgerkriegsdrohung des Abg. Frank II:

solche Erzesse bedrohen unsere Verhandlungsfähigkeit gegenüber dem Ausland auf das schwerste. Wer das Vaterland liebt, muß sich mit Abscheu von solcher Heerei abwenden. (Beifall.)

Gegen 18 1/2 Uhr wird die Weiterberatung auf heute, 15 Uhr, vertagt.

Im Mittelpunkt der Tagung des Völkerbundesrats stand die Behandlung der polnischen Gewalttaten

gegen die deutschen Minderheiten. Es war das erste Mal, daß eine Ratsmacht von sich aus die Aufmerksamkeit des Völkerbundesrats auf eine Verletzung der Minderheitenschutzbestimmungen gelenkt hat. Der Sachverhalt lag so klar, daß eine Beweisaufnahme nicht erforderlich war und der Rat zu einer sofortigen Entscheidung kam. Mit klaren Worten stellt der Bericht fest, daß in zahlreichen Fällen eine Verletzung der Bestimmungen der Genfer Konvention vorliegt. Er verlangt von Polen bis zum Mai eine Mitteilung der Ergebnisse der eingeleiteten Verfahren und der Entscheidungssaktion. Ohne Remnung von Romem wird mit aller Deutlichkeit auf die Schuldigen hingewiesen.

Der Beschluß stellt Richtlinien auf über die gewisse Beachtung der Minderheitenrechte und ermahnt die polnische Regierung ausdrücklich, die notwendigen Maßnahmen zu ergreifen, um die besonderen Bande zwischen den Behörden und dem ausländischen Verband und anderen Vereinen zu lösen. Es ist für die Geschichte des Minderheitenschutzes von besonderer Bedeutung, daß die Feststellung von Vertragsverletzungen durch eine dem Völkerbundesrat angehörende Macht in aller Deutlichkeit erfolgt ist und daß der Völkerbundesrat eine Ratsmacht so eindringlich aufgefordert hat, die vorhandenen Mittelstände zu beheben. Daran ändern nichts gewisse Erklärungen um Auswärtigen Ausschuss des Senats in Warschau, die vergeblich zu beschönigen versuchten.

In der Möglichkeit der Nachprüfung des Berichts der polnischen Regierung bei der Weltaagung liegt die wichtigste Garantie, die uns und den Minderheiten gegeben ist. Wir werden das Ergebnis genau prüfen und beharren uns vor, die notwendigen Anträge zu stellen, wenn es unseren Erwartungen nicht entspricht.

Im Einvernehmen mit den Borian, mit denen der Präsident des Völkerbundesrats, Henderson, die Tagung geschlossen hat, erwartet auch die deutsche Regierung, daß der Völkerbund in Zukunft entschlossener als bisher seine hohe Aufgabe durchführt, ein Hort der Minderheiten zu sein. Wir werden uns an diese Aufgabe wie bisher aktiv beteiligen und nach Beendigung des polnischen Minderheitenstreites prüfen, ob die Möglichkeit für eine weitere Verbesserung des Minderheitenschutzverfahrens gegeben ist.

Im Völkerbundesrat wurden darüber hinaus die Memelfrage und die Ostafrika-Frage behandelt. Von den strittigen Memelfragen hat nur diejenige des Betrechts eine Klärung gefunden. Die weitere Erörterung wurde auf die nächste Ratsagung vertagt. Inzwischen ist im Memelgebiet eine Kommission gebildet worden, die mit der litauischen Regierung eine Einigung über die Restpunkte erstrebt. Wir hoffen, daß es gelingt, zu einer Einigung zu kommen, ohne daß ein Einreisen des Völkerbundesrates erforderlich sein wird. — Bei der Frage der Kolonialmandate handelt es sich um die bekannten englischen Bestrebungen, das afrikanische Mandatgebiet mit den britischen Kolonien zusammenzuschließen. Deutschland hat diese Bestrebungen von Anfang an mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. Die Vorschläge des Kolonialamts sind inzwischen von der englischen Regierung einem Sonderausschuss des Parlaments unterbreitet worden. Die Reichsregierung wird ihre weiteren Schritte von dem Ausgang dieser Verhandlungen abhängig machen. Sie wird dabei keine Handhabe unbenutzt lassen, um der deutschen Auffassung von der Unantastbarkeit der Selbstständigkeit der Mandatgebiete Geltung zu verschaffen. Der Minister macht dann Ausführungen über

die allgemeine Einstellung zum Völkerbund.

Gewiß haben wir oft Anlaß zu scharfer Kritik an den Beschlüssen des Völkerbundes gehabt. Aber Kritik und Enttäuschung sind nicht ohne weiteres gleichbedeutend mit der Notwendigkeit, unsere Mitgliedschaft und damit den Ruf des Völkerbundes zu verlassen.

Die Verhöhnung, die Sie (nach rechts) jetzt über die demonstrative Geste einer deutschen Kündigung empfinden könnten, würde recht schnell einer großen Ernüchterung Platz machen. Selbstverständlich steht die Reichsregierung nicht auf dem Standpunkt, daß Deutschland unter allen Umständen im Völkerbund zu bleiben hätte. Wenn er sich der Erfüllung derjenigen Aufgaben, die die Grundlage seines Daseins bilden, verweigert, dann wären wir vielleicht eines Tages zu neuen Entschlüssen gezwungen.

Es ist aber nicht richtig, daß die Zugehörigkeit zum Völkerbund bisher für Deutschland ergebnislos gewesen sei, und daß sie uns nur Hemmungen unserer politischen Bewegungsfreiheit gebracht hätte.

Es ist eine der wichtigsten Aufgaben der deutschen Außenpolitik, den Völkerbund immer mehr zu einer Wirklichkeit zu bringen, die seinem wahren Grundgedanken entspricht.

Mit der moralischen Gleichberechtigung Deutschlands steht im engsten Zusammenhang die Kriegsschuldfrage. Alle deutschen Regierungen haben immer wieder gegen die Versailles-Kriegsschuldtheorie scharfe Verwahrung eingelegt. Ganz Deutschland ist darüber einig, daß ihm durch das einseitige Schuldurteil von Versailles schweres Unrecht zugefügt worden ist. Zahlreiche Kundgebungen von amtlicher Seite haben den deutschen Standpunkt vor aller Welt klargestellt.

Es bedarf dazu nicht noch weiterer einseitiger Notifizierungen.

Im Kampf für Wahrheit, Ehre und Freiheit haben wir neben diesen Kundgebungen den Weg der Klärung beschritten. Die Folge war, daß sich die Sachverständigen fast aller Länder mit der Kriegsschuldfrage befaßt haben. Durch diese Arbeit ist die Grundlage der Versailles-Kriegsschuldtheorie in seiner historischen Haltlosigkeit längst

erweisen. Der Tag ist nicht fern, an dem Richter oder Gelehrte zusammenzutreten werden, um endlich den Spruch der Wahrheit und der Gerechtigkeit zu fällen.

Die Reparationsfrage, die ich zum Schluss behandelte, stand nicht in Genf zur Verhandlung. Sie drängt sich aber auch wie ein ungebetener Gast in alle internationalen Zusammenkünfte ein.

Das Gespenst wird erst zur Ruhe kommen, die Weltwirtschaft von diesem Alb befreit sein, wenn Wirtschaftsoermarkt und Gerechtigkeit sich endgültig durchgesetzt haben. Seit einem Jahre ist der neue Plan in Kraft. Unsere Gegner wissen, daß wir ihn nicht zerreißen werden. Wie die Unverbrüchlichkeit der Pflicht zur Zahlung privater deutscher Finanzschulden, so steht fest, daß wir über unsere öffentlichen Schuldverpflichtungen nur auf dem Vertragsboden, nur mit den Mitteln internationaler Rechtsordnung verhandeln und handeln werden. Über unsere Gläubiger wissen auch, daß wir eine Garantie für die Erfüllung des neuen Plans stets abgelehnt haben.

Seit den Haager Konferenzen hat eine völlige Verlagerung in der Weltwirtschaft stattgefunden. Wir stehen vor ganz neuen Aufgaben zur Überwindung der Krise, bei denen die Reparationsfrage einen ausschlaggebenden Faktor bildet. Diese Lage in Verbindung mit unserer Finanznot und der Verelendung unseres Volkes bringt die Reparationsfrage in den Vordergrund auch des außenpolitischen Handlungsbereichs. Die Reichsregierung hat am Neujahrstag dem Reichspräsidenten gegenüber die Verantwortung übernommen, daß das deutsche Volk durch unerträgliche Lasten nicht seiner sozialen und sittlichen Grundlagen beraubt wird. Wie nach innen die Reparationsfrage der wichtigste Teil unseres ganzen Finanzproblems ist, so steht sie nach außen im Zusammenhang mit der Außenpolitik. Diese Zusammenhänge dürfen wir niemals außer acht lassen. Ich bin deshalb mit dem Reichkanzler der Meinung, daß Zeitpunkt und Maßnahmen für eine Erleichterung unserer Lasten nicht außerhalb solcher Zusammenhänge bestimmt werden dürfen.

Manche Kreise in Deutschland werden von der Anschauung beherrscht, daß wir in internationalen Verhandlungen das Gefühl für die Werte des nationalen Lebens verlieren, daß wir uns gleichsam in einem dem eigenen Volke feindlichen Zusammenhang verstricken lassen.

Gerade in Genf und bei sonstigen internationalen Verhandlungen ist aber die Verantwortung für das deutsche Volk wahr. Gerade dort ist das Nationalbewußtsein hell und wird im internationalen Ringen um die Höherentwicklung der Menschheit nicht verdunkelt.

In diesem Ringen ist es aber von entscheidender Bedeutung, daß die geistige Gemeinschaft, die seelische Mitarbeit, die Resonanz im Volke verbreitert und verstärkt wird. Die Reichsregierung hat bei ihrem Amisantritt ihre außenpolitischen Ziele gekennzeichnet: Erreichung der nationalen Freiheit sowie der moralischen und materiellen Gleichberechtigung Deutschlands auf dem Wege des Friedens unter Ablehnung einer Politik der Abenteuer. Hinter diesem Ziel steht die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes. Die Methode zur Erreichung des Zieles kann nur in Verehrung zähen Willens mit klarer Erkenntnis der Lage und Besonnenheit der Führung bestehen. Ich bin überzeugt, daß die Reichsregierung auf diesem Wege eine stetig wachsende Erfolgsgeschichte finden wird!

Die Rede des Außenministers wurde mit starkem Beifall aufgenommen.

Ein beschlagnahmtes Flugblatt.

Nationalsozialistische Lobhudelexzesse und Großmäuligkeit.

Der Gau Groß-Berlin der Nationalsozialisten brachte gestern abend ein Flugblatt heraus, das sofort der Beschlagnahme verfiel. Es besteht, abgesehen von der Erklärung des Herrn Stöhr, aus einem einzigen endlosen Sektierel, der die komische Ueberschreift trägt: „Der Reichstag zerschlagen“.

Man staunt, daß die Nationalsozialisten in dieser Stunde nichts anderes herauszubringen wußten, als ein langweiliges Geschimpfe, das in der protesten Behauptung gipfelt, durch das Auszugsgesetz vom gestrigen Tage sei „der Reichstag zerschlagen“ worden. Das Flugblatt enthält dann die gefährlichen Worte:

Niemand nimmt sie mehr ernst. Das deutsche Volk wird mit steigender Erbitterung diesem Theaterrummel zusehen.

Erst bei genauerer Lektüre bemerkt man, daß diese Worte nicht denen gelten, an die ein jeder zu allererst denken muß — sondern vielmehr den Abgeordneten, die nicht davongelaufen sind!

Zunehmend wird die Heftigkeit der Razi-Abgeordneten, durch die der Reichstag angeblich zerschlagen worden sein soll, in den Himmel gehoben. „Walters hoher Bau am Königsplatz darft und fracht in allen Ecken.“ heißt es an einer besonders poetischen Stelle. Dann aber geht es drei Spalten lang in feindlichem Geschimpfe gegen die Abgeordneten los, die in der Montagnacht den Nazis unangenehm aufgefallen waren: „Dittmann, der das kämpfende Heer des blutenden Volkes im Kampfe erdolchen half“, „Eiser, der fettwichtige Reuschelbart mit Schlangendrüse“, „Korborff, der amazonenhafte ehemalige Katharina v. Oheimm muntergültiger Ehegemaal... ein kleiner (?) trächender Kolltrabe, der mutig und froch sich auf eine Bogenschutze hoch. Unter den Füßlein schleppt er drei Bücher, und er wird nun, jeder soll ein Weiser, aus diesen Schwarten den Senf destillieren, den er immer zugeben muß, weil er eben unter einem Komplex des Wichtigmachens leidet.“

Mit einem Flugblatt solchen geistigen Hochstandes feiert die Nationalsozialistische Partei ihre „historische Stunde“. Außerdem wird für Donnerstag eine Sportplatzversammlung und für Sonntag eine Lustgarten-Demonstration angekündigt.

„Aus Daffe!“

Maßregeln gegen Abgeordnete angedroht.

Die „Nachtausgabe“ des Herrn Hugenberg kündigt an, daß die „nationale Opposition“ als Revanche für die Beschlüsse des Reichstages über die Immunität 500 bis 600 Privatklagesverfahren gegen Abgeordnete der Sozialdemokratie und des Zentrums anstrengen wird. Angeblich soll dafür Material vorhanden sein, hauptsächlich bestehend aus Entwürfen, die von jener Abgeordneten in Versammlungsreden gegen rechtstehende Politiker gerichtet sein sollen.

Zu dieser Absicht müßten wir bemerken: Es war niemals sozialdemokratische, sondern stets nationalsozialistische Art, erst zu beschuldigen und sich dann hinter die Immunität zu verkrühen. Ganz anders, aber als die Strafanträge von Leuten, die sich wirklich beleidigt fühlen, werden solche Anträge zu behandeln sein, die nur zu dem Zwecke gestellt werden, die Beschlüßfähigkeit des Reichstages in Frage zu stellen. Ueber solche gar nicht ernst gemeinte, nur aus politischen Gründen gestellte Anträge wird auch der Reichstag nach politischen Gesichtspunkten entscheiden müssen.

„Remarque und die Wirklichkeit.“ Die „Deutsche Liga für Menschenrechte“ teilt mit, daß aus technischen Gründen die Rundgebung „Remarque und die Wirklichkeit“ am Dienstag, dem 17. Februar, nicht stattfinden kann. Der Termin der Wiederholung wird ehestens bekanntgegeben werden.

Die Verbündeten.



„Dieses unnatürliche Bündnis zwischen Sozialdemokratie und Regierung konnten wir drei in unserer Unschuld nicht voraussehen.“

GA. unter Hochverratsverdacht!

Schwer belastendes Material beschlagnahmt.

München, 10. Februar. (Eigenbericht.)

Der Landfriedensbruch, den sich die Hitler-Jorden am vorletzten Sonntag anlässlich einer sozialdemokratischen Versammlung in Murnau zuschulden kommen ließen, führte jetzt zur Verhaftung von drei Nazi-Untersführern der Murnauer Gegend. Es sind ein Kaufmann, ein Ingenieur und ein Postassistent.

Bei den nach der Verhaftung geflogenen Erhebungen fiel der Polizei ein Schriftstück in die Hände, aus dem hervorgeht, daß die Nationalsozialisten GA-Vertrauensleute in Reichs-, Land- und Gemeindebehörde haben, deren Aufgabe es ist, geheime Erlasse und Verfügungen dieser Behörden insbesondere der örtlichen Polizei und Landespolizei der obersten SA-Zeitung möglichst im Original zuzuführen. Die Vertrauensleute sind beauftragt, ihre Mitteilungen ohne ihre Namen lediglich mit einer Imitation von der Zeitung zugestellten Nummer an die Adresse des Hauptmanns a. D. Herbert Richter in München einzusenden.

Auf Grund dieser Entdeckung wurde am Montag in der Münchener Wohnung des Richter und in den Geschäftsräumen der obersten SA-Führung Hausdurchsuchung gehalten, wobei zahlreiches Material beschlagnahmt wurde. Oberster SA-Führer ist dem Namen nach Hitler selbst, die Geschäfte führt aber der Major a. D. Schneidhuber, der zur Zeit auf Reise ist. Richter wurde verhaftet und wegen Verdachtes des Hochverrats dem Gericht übergeben.

Oberreichsanwalt und Hochverratsverfahren gegen die Nationalsozialisten.

Die „Deutsche Liga für Menschenrechte“ teilt mit, daß sie dem Oberreichsanwalt am 23. August 1930 das in dem Augustheft der Zeitschrift „Die Justiz“ erschienene Material „Alle Deutschen sind vor dem Gesetz gleich“, eine vergleichende Darstellung über durchgeführte Hochverratsverfahren gegen Kommunisten und nicht durchgeführte Hochverratsverfahren gegen Nationalsozialisten zur Stellungnahme überreicht hat. Auf eine Anfrage über den Stand der Angelegenheit hat der Oberreichsanwalt der „Deutschen Liga für Menschenrechte“ folgenden Bescheid erteilt:

„Die Ermittlungen, die das in dem Aufsatz „Alle Deutschen sind vor dem Gesetz gleich“ gegen Funktionäre der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei vorgebrachte Material betreffen, sind noch nicht völlig abgeschlossen. Sobald

sich das Gesamtergebnis der Ermittlungen übersehen läßt, werde ich auf die Anfrage zurückkommen.“

Zwei Jahre Gefängnis für Hafentanzredakteur.

Stuttgart, 10. Februar. (Eigenbericht.)

Das Stuttgarter Schwurgericht, das in Württemberg zurzeit noch für Pressevergehen zuständig ist, verurteilte den Redakteur Johann Dachs des in Württemberg erscheinenden nationalsozialistischen Wochenblattes wegen Vergehens gegen das Republiksschutzgesetz zu zwei Jahren und 15 Tagen Gefängnis.

Das Stuttgarter Razi-Blatt hatte wenige Tage vor der Reichstagswahl einen Artikel veröffentlicht, der sich mit der Flaggenfrage des Deutschen Reiches beschäftigte. Darin hieß es, daß die Farben Schwarz-Rot-Gold wohl in der Zeit um 1348 politisch noch einwandfrei und sittlich wertvoll gewesen seien. Durch die Vorgänge vor dem Kriegsende und in der Nachkriegszeit seien sie beschmutzt und geskändelt worden und verdienten daher heute keine Achtung mehr. Der Artikel war geziert mit Ausdrücken wie „die deutschen Berufs-gauner“, „Korruptionslader“, „die sogenannte Republik“ und schloß mit den Sätzen: „Kein vernünftiger Mensch von Charakter wird von einem Frontsoldaten, der sein Leben und Gefundheits aufs Spiel setzte, während mit schwarzrotdenen Fahnen zum Landesverrat aufgefordert wurde, verlangen können, daß er die Farben der Hofunken und Ueberläufer als die seines Vaterlandes anerkennt. Wir sind aber der Meinung, daß die Farben Schwarz-Rot-Gold unbedingt zum heutigen Staat passen. Es wurde dabei nur vergessen, den David-Etern als Fahnenstange offiziell zu erklären.“

Es war politisch interessant, daß sich der Angeklagte, der kein Abgeordneter ist, also nicht durch Immunität geschützt ist, sondern für seine Handlungen einstehen muß, keineswegs mit dem Inhalt dieses Artikels identifiziert, obwohl er nur Ansichten widergibt, die in Versammlungen der Hafentanzler fast täglich geäußert werden, meistens in noch viel gemelneren Formen. Er machte vielmehr geltend, daß er keine Gelegenheit gehabt hätte, den Artikel vor der Drucklegung genau zu prüfen. Wenn er ihn vorher gelesen hätte, würde er einiges daran geändert haben. Außerdem sei der Artikel nicht so zu verstehen wie ihn die Anklage auffasse. Vielmehr sollten gerade durch diesen Artikel die Farben Schwarz-Rot-Gold in Schutz genommen werden gegen diejenigen, die sie in den Schmutz gezogen hätten. Man habe nicht die Absicht gehabt, durch diesen Artikel die Farben der Republik zu beschimpfen. Die Flaggenfrage sei eine Frage allerletzten Ranges. Ueberhaupt seien die Nationalsozialisten viel bessere Republikaner als viele, die sich so nennen würden.

Das Schwurgericht ließ sich aber auf die Verteidigungskünste des Angeklagten nicht ein. Es billigte ihm zwar, weil er bisher noch unbefragt ist, mildernde Umstände zu, verurteilte ihn aber zu der Strafe von zwei Jahren und 15 Tagen Gefängnis.

Verzögerte Präsidentenwahl.

Christlich-Soziale hoffen im Herbst Seipel durchzubringen.

Wien, 10. Februar. (Eigenbericht.)

Die Regierung hat am Dienstag die Wahl des Bundespräsidenten auf den 18. Oktober, die Stichwahl auf den 8. November festgesetzt.

Diese Verzögerung der an sich sofort fälligen Wahl um beinahe acht Monate wird von den Sozialdemokraten und den Großdeutschen als dem Geiste der Verfassung widersprechend bezeichnet. Die Verfassung bestimmt, daß die Ausschreibung der Wahl zehn Wochen nach dem Zusammentritt des Parlaments erfolgen muß. Dieser Termin war am Dienstag, dem 10. Februar, abgelaufen. Die Christlich-Sozialen bestanden jedoch auf die Verzögerung der Wahl, weil sie glauben, im Herbst die Wahl Seipels durchsetzen zu können.

XX Jaca-Angeklagte.

Fünf Todesurteile werden beantragt.

Paris, 10. Februar. (Eigenbericht.)

Nach einer Meldung der „Liberte“ aus Saragossa sind die Akten gegen die der militärischen Aufriegelung angeklagten Offiziere und Unteroffiziere von Jaca nunmehr abge-

schlossen worden. Sie umfassen 77 Anklagen. Höchstwahrscheinlich wird für vier oder fünf der Angeklagten die Todesstrafe und für ungefähr ein Dutzend lebenslängliche Zwangsarbeit gefordert werden.

Der Indien-Erfolg Macdonalds.

Die indische Regierungsanleihe in London in zwei Stunden überzeichnet.

Der politische Erfolg der Arbeiterregierung in der Indienfrage hat sich auf einem finanziellen Erfolg weiter ausgewirkt, der ein deutliches Zeichen des Vertrauens in die Politik Macdonalds ist. Die am Montag zur Zeichnung aufgelegte indische Regierungsanleihe in Höhe von 12 Millionen Pfund Sterling wurde so schnell gezeichnet, daß zwei Stunden nach Auflegung die Listen geschlossen werden mußten.

Die Zentrumsfraktion des Reichstages nahm am Dienstagabend die Wahl des Fraktionsvorstandes vor. Zum ersten Vorsitzenden wurde der Abg. Perlitius, zu stellvertretenden Vorsitzenden wurden die Abgg. Esser und Erling gewählt. Die Abgg. Perlitius und Esser gebürten bereits seit mehreren Jahren dem emeritierten Vorstand der Fraktion an. In den letzten Jahren waren sie stellvertretende Vorsitzende der Fraktion. Der Abg. Erling gehörte ebenfalls schon seit längerer Zeit dem weiteren Vorstand der Fraktion an.

Die Scherl-Akten verbrannt!

Professor Bernhard im Kreuzverhör. — Vereidigung abgelehnt.

Im weiteren Verlauf der Untersuchung der Vorgeschichte des Hugenbergschen Prekationswerks wurde gestern vor dem Untersuchungsausschuss der Ministerialrat a. D. von Hammerstein, der Verfasser des Briefes an die Preußenklasse, vernommen.

Hammerstein sagte aus: Im Februar oder März 1913 traten rechtsstehende Politiker an den Landwirtschaftsminister von Schorlemer heran und machten ihm darauf aufmerksam, daß Scherl sein Unternehmen verkaufen wolle und daß leistungsfähige Käufer vorhanden seien, insbesondere Rosse oder Wlstein. Minister von Schorlemer beauftragte mich, in ihm bekannten Kreisen Herren zu suchen, die geneigt seien, Geld für den Erwerb des Scherl-Verlages zu geben.

Auf Veranlassung Schorlemers sprach ich mit dem damaligen Polizeipräsidenten von Jagow, der mir sagte, daß Reichskanzler von Bethmann-Hollweg in gleicher Richtung tätig sei. Darauf nahm Schorlemer mit Bethmann-Führung, letzterer hat Schorlemer, von seinem Vorhaben abzustehen. Gegen Mitte des Jahres bin ich dann auf Veranlassung der Reichskanzlei zu dem erkrankten Minister Schorlemer nach Wiesbaden gefahren, um ihn zu fragen, ob er weiter in der Sache tätig sein wolle. Er hat dann durch seine privaten Beziehungen die notwendigen Kredite erlangt. Meine Aufgabe war es später, zum Abbau dieses Kredites die notwendigen Gelder zusammenzubringen und die Herren zu veranlassen, sich an der Sache zu beteiligen. Die ganze Aktion war noch nicht beendet, als der Krieg ausbrach.

Auf eine Frage des Vorsitzenden erklärt der Zeuge weiter, daß die ganze Angelegenheit von Herrn von Schorlemer und ihm mehr oder weniger persönlich bearbeitet worden sei und daß offizielle Akten darüber nicht vorhanden wären.

Auf die Frage des Berichterstatters Kuttner (Soz.), ob er es für zulässig angesehen habe, daß die weitere Geldhergabe von gewissen Anhängern davon abhängig gemacht wurde,

daß eine Verlängerung des Kohlenindikats erfolge,

erwidert der Zeuge, er sei in diese Dinge nicht eingeweiht gewesen und könne sich nicht mehr erinnern, ob er diese Bedingung überhaupt an die zuständige Stelle weitergeleitet habe.

Die Akten am Tage nach der Revolution verbrannt.

Bors. Deereberg: Sind Schriftstücke über diese ganze Angelegenheit beim Innenministerium vernichtet worden?

v. Hammerstein: Ich habe bereits gesagt, daß ich

am Tage nach der Revolution, als der „Berliner Lokal-Anzeiger“ als „Kole Jahne“ erschien, den ersten Schriftwechsel mit den Geldgebern des Verlagsvereins verbrannt habe.

Abg. Dies: Sie hatten aber doch diese Verhandlungen mit den Geldgebern im Auftrage des Landwirtschaftsministers v. Schorlemer geführt mit dem Reichskanzler Bethmann-Hollweg, dem Reichsbankpräsidenten und anderen Behördenstellen. Glauben Sie, daß trotzdem dieser Schriftwechsel privat war?

v. Hammerstein: Ja.

Bernhard im Kreuzverhör.

Nach der Mittagspause wird Professor Ludwig Bernhard nochmals vernommen.

Berichterstatter Kuttner hält dem Zeugen vor, es sei auffällig, daß der Zeuge den Namen des Mannes, der angeblich aus dem Ministerium des Innern zu ihm gekommen sei, nicht mehr angeben könne.

Zeuge: Ich hatte heute früh schon die Absicht, mich noch einmal zu melden, weil ich über diesen Punkt, dessen Tragweite mir ganz klar ist, einige Ergänzungen geben möchte. Dieser Besuch war ein Glied in einer Kette. Das erste Glied in dieser Kette war damals die Hausführung, nach der ich an den Polizeipräsidenten Grzesinski einen eingeschriebenen Brief gerichtet habe, in dem ich ihm Willkürlichkeit vorwarf. Der Polizeipräsident hat auf meinen Brief mit seinem Wort geantwortet. Das zweite Glied der Kette war folgendes: In meine Sprechstunde, die täglich von 10 bis 20 Leuten besucht wurde, kam gegen Weihnachten ein etwa dreißigjähriger Mann — keine Karte fand ich nachher auf dem Tisch — und sagte, er komme, weil er gehört habe, daß ich ein Buch über den Hugenberg-Konzern schreibe. Ich hatte den Eindruck, daß er mich austragen wollte und war natürlich zurückhaltend. Nach acht Tagen kam der Herr wieder. Diese Unterredung hatte offenbar

den Zweck, die erste abzuschwächen. Was mein Erstaunen erregte, war folgendes:

Am 3. April 1928 erschien im „Vorwärts“ ein Artikel, dem ich große Bedeutung belegte. In diesem waren eine Menge Daten und Angaben über den Hugenberg-Konzern enthalten, die nicht aus meinem Buche stammten, sondern aus anderem Material.

Dieselben Angaben sind in dem Antrag wiedergegeben worden, der diesem Untersuchungsausschuss zugrunde liegt.

Widersprüche in der Aussage.

Berichterstatter Kuttner richtet an den Zeugen die Frage, ob der Artikel im „Vorwärts“ nicht Veranlassung für ihn gewesen sei, schon damals den Inhalt dieser beiden Unterredungen festzulegen, zumal er sich vom preussischen Innenminister verfolgt fühlte.

Zeuge: Ich habe mich niemals vom Minister des Innern verfolgt gefühlt.

Vorsitzender: Wollen Sie selbst den Vorwurf erheben, daß der Minister einen politischen Skandal habe hervorrufen wollen oder haben Sie nur sagen wollen, dieser junge Mann, dessen Namen wir nicht kennen, habe diese Neuherung getan?

Zeuge: Ich habe selbstverständlich nur das wiedergeben wollen, was ich gehört habe, und ich habe mich lange gefragt, ob ich unter solchen Umständen die Sache hier erwähnen sollte.

Der Vorsitzende stellt schließlich als Ergebnis der Befragung des Zeugen fest, daß dieser keine Auskunft über den Namen des betreffenden Herrn geben könne.

Abg. Becker-Bilmersdorf (Komm.): Gestern haben Sie ausgeführt, Sie hätten sich über Ihre Unterhaltungen im Scherl-Verlag sehr intensiv Notizen gemacht. Sie haben auch befundet, Sie hätten sich bei Ihrer Unterhaltung mit dem vermutlichen Ministerialbeamten Notizen auf der Rückseite seiner Visitenkarte gemacht. Heute, als Sie nach Ihrer Unterredung mit dem jungen Mann gefragt werden, sagen Sie, Sie hätten es nicht für erforderlich, sich über Unterhaltungen Notizen zu machen. Wollen Sie den Mann nicht nennen, weil Sie ihn schonen wollen?

Bernhard: Ich mache mir nur bei wissenschaftlichen Unterhaltungen Notizen, wußte aber, daß das Unsinn war, was der Mann sagte, habe seine Karte nicht mehr gefunden und erinnere mich wirklich nicht an den Namen.

Berichterstatter Kuttner (Soz.): Es bleibt die Tatsache bestehen, daß, während ihr Buch noch nicht erschienen war, Ihnen gesagt wird, es gäbe jemanden im Innenministerium, der glaube, daß noch heute der Staat Förderungen an die Scherl-Gesellschaft aus den damaligen Subventionen herleiten könne, ohne daß Sie sich beim Innenministerium über diese Dinge erkundigen.

Abg. Kaufhold (Dnat.): Ich nehme an, daß der Mann, der bei Prof. Bernhard war, auch der Verfasser jenes „Vorwärts“-Artikels ist.

Bors. Deereberg (Dnat.): Wollen Sie, Herr Prof. Bernhard, behaupten, daß der Mann, der bei Ihnen war, aus dem Innenministerium kam?

Prof. Bernhard: Ich habe nur gesagt, daß ich ihn dafür halten mußte. Vielleicht könnte man die Beamten aus dem Ministerium befragen, ob einer von ihnen den Artikel geschrieben hat.

Vereidigung abgelehnt.

Mit Abg. Hüller (Dnat.) nunmehr beantragt, den Zeugen Bernhard zu vereidigen, widerspricht Abg. Jürgensen (Soz.) der Vereidigung. Er sagt, Bernhard habe gesagt, er halte es für ausgeschlossen, daß sich die Sanierung des Scherl-Verlages öffentliche Mittel verwendet würden, habe sogar gesagt, man könne sich auf den Kopf stellen, es käme doch nichts heraus. Trotzdem sei der Zeuge nicht in der Lage gewesen, über die Herkunft der einen Million, die der Unbekannte gegeben haben soll, etwas Positives auszusagen. Dieser Widerspruch müsse Veranlassung geben, von der Vereidigung abzulehnen.

Der Antrag auf sofortige Vereidigung wird gegen die Rechtsparterien abgelehnt.

Bevor Prof. Bernhard dann entlassen wird, wird er dem Presse-Referenten des Innenministeriums, Ministerialrat Dr. Hirschfeld, gegenübergestellt. Bernhard erklärt, dieser Beamte sei nicht jener Mann, der ihn seinerzeit aufgesucht hätte.

In nichtöffentlicher Sitzung wurde dann noch beschlossen, am Mittwoch Staatsminister a. D. Drems, Staatssekretär a. D. Löbel und den Abg. Heilmann (Soz.) zu vernehmen.

Die Partei der Frontsoldaten.

Nicht die Hakenkreuz'er, sondern die Sozialdemokratie!

In der Nachtigung des Reichstags vom Montag hat der nationalsozialistische Abgeordnete Frank II den anderen Parteien zugerufen: „Sie selbst sind heute nur noch, da durch einen Irrtum der deutschen Geschichte. Als damals das deutsche Volk an der Front stand, konnten Sie sich hier festsetzen.“

Rechtliches wird auch immer wieder in der nationalsozialistischen Presse behauptet. Es ist dort z. B. kürzlich eine Prozentrechnung ausgemacht worden, aus der sich ergeben soll, daß eigentlich nur die Hakenkreuzler die Partei der Frontkämpfer seien, während alle anderen Parteien vom Frontkampf nichts verstanden. Aus dieser Prozentrechnung werden dann die üblichen Folgerungen gezogen, auf die einzugehen sich nicht verlohnt. Nun hat es gewiß nicht viel zu sagen, ob ein Abgeordneter am Kriege teilgenommen hat oder nicht. England, Frankreich und Amerika hatten während des Weltkrieges Stollisten als Kriegsminister und man kann nicht behaupten, daß sie in der Behandlung militärischer Fragen schlechter abgeblieben hätten als etwa die „geleiteten“ Militärs in Deutschland, wie die Herren Ludendorff, Falkenhayn oder Hohenzollern. Inmerhin ist es aber doch nicht uninteressant, sich einmal mit der Frage des Frontsoldatenums im Deutschen Reichstag zu beschäftigen.

In der nationalsozialistischen Prozentrechnung kommt die sozialdemokratische Fraktion besonders schlecht weg. Es wird dort behauptet, daß von ihren Mitgliedern nur 24 Proz. am Weltkrieg teilgenommen hätten. Soviel ist richtig, daß die sozialdemokratischen Abgeordneten im Reichstagsbandbuch nur zum Teil über ihre Beteiligung am Weltkrieg berichtet haben. Zum Unterschied von den Hakenkreuzlern, die dort lang und breit ihre kriegerische Betätigung schildern und niemals verschweigen, welchen militärischen Grad sie erreicht haben oder mit welchen Anzeichen sie sich schmücken durften.

Die Wirklichkeit sieht aber ganz anders aus. Die sozialdemokratische Fraktion des Reichstags zählt 143 Mitglieder. Rechnet man die 16 weiblichen Abgeordneten ab, so bleiben noch 127 Männer. Von diesen 127 sozialdemokratischen Abgeordneten waren während des Weltkrieges 22 über das wehrfähige Alter hinaus, 16 sind wegen irgendwelcher körperlicher Gebrechen nicht eingezogen worden; es bleiben 89 sozialdemokratische Abgeordnete, die den Weltkrieg aktiv mitgemacht haben. Anders ausgedrückt, bedeutet das,

daß 70 Proz. der männlichen Mitglieder der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion ihre militärische Pflicht während des Krieges erfüllt haben.

Sie haben diese Pflicht erfüllt ohne Rücksichtnahme auf ihre persönliche Einstellung zum Krieg, auf seine Ursachen, seinen Verlauf und ihre Haltung zur kaiserlichen Regierung.

In die richtige Betrachtung kommt diese Feststellung, wenn man sich die „Frontsoldaten“ in der nationalsozialistischen Fraktion etwas näher ansieht. Nach Herrn Frank mußte man annehmen, daß sie hundertprozentig am Kriege beteiligt gewesen seien und daß man nur bei ihnen die reinste Vertöpfung des „Frontkämpfergeistes“ finden könne. Aber auch hier sieht die Wirklichkeit ganz anders aus. Unter den 107 nationalsozialistischen Reichstagsabgeordneten befinden sich 77, die den Weltkrieg mitgemacht haben. Das ergibt ungefähr den gleichen Prozentsatz wie bei der sozialdemokratischen Fraktion. Es bleiben 30 Mann übrig, die keine Front gekent haben, die im sicheren Hinterlande geblieben sind. Auch unter den 77 „Frontkämpfern“ befinden sich gewiß noch Männer, die ihre Uniform nur in der Etappe spazieren getragen haben. Herr Frank selbst war bei Kriegsausbruch ganze 14 Jahre alt; mit seinem „Kriegsdienst“, von dem er im Reichstagsbandbuch berichtet, kann es also nicht weit her gewesen sein. Bei den dreißig eigentlichen Heimkriegern sind 11, die während des Weltkrieges ihren Hofenboden auf der Schulbank gemischt haben; das sind aber jetzt die lautesten Kriegsschreier. Dann bemerken wir Herrn Dr. Goebbels, der wegen eines körperlichen Fehlers zu Hause geblieben ist. Die übrigbleibenden 18 Hakenkreuzler gruppieren sich um Herrn Fried, der während des Krieges in Virmans hinterm Ofen gesessen, und um Herrn Rosenberg, der als Balte in Riga sah.

Bei dem Vergleich zwischen den sozialdemokratischen und den nationalsozialistischen Kriegsteilnehmern stößt man aber noch auf eine andere sehr bemerkenswerte Tatsache. Die 77 nationalsozialistischen „Frontsoldaten“ zählen in ihren Reihen nicht weniger als 32 Offiziere, angefangen vom General bis hinob zum Offiziersaspiranten oder Fähnrich. Dazu kommen dann noch 5 Feldwebel, die gleichfalls Offiziersdienste taten.

Fast die Hälfte der nationalsozialistischen „Frontsoldaten“ gehörte also dem Offizierskorps an!

Wie ist es dagegen bei den sozialdemokratischen Kriegsteilnehmern? Ein einziger hatte das Glück bis zum Leutnant aufzusteigen, er hat aber dafür den Krieg vom Anfang bis zum Ende mitmachen müssen. Ein anderer mit der gleichen Dienstzeit wurde Offiziersstellvertreter; sonst finden wir noch vier Abgeordnete, die es bis zum Witzelwebel gebracht hatten. Alle übrigen sozialdemokratischen Kriegsteilnehmer gehörten der grauen Masse der „Gemeinen“ an, nur vereinzelt durften sie sich mit dem Offizierskorps oder der Unteroffiziersstrecke schmücken.

Was ergibt sich aus dieser Gegenüberstellung? Die nationalsozialistische Partei spiegelt den Geist wider, der während des Krieges im Offizierskorps in der Regel geherrscht hat.

Die Sozialdemokratische Partei dagegen ist das getreue Abbild des Volkes, wie es im Krieg und Frieden für das Vaterland kämpft, leidet, hungert!

Braucht man nach alledem noch eine Erklärung dafür, daß die Nationalsozialisten heute an der Seite derer stehen, die das Volk unbeschränkt ausbeuten und vergewaltigen wollen?

(Gewerkschaftliches siehe 2. Beilage.)

Verantwortlich für Politik: Dr. Curt Geiger; Wirtschaft: G. Ringelblum; Gewerkschaftsbewegung: J. Zeinert; Revolution: J. A. Weicker; Volkswirtschaft: K. A. Kersch; Arbeiter: Th. Glöde; Militär in Berlin: Berlin: Germania-Verlag G. m. b. H., Berlin. Druck: Germania-Verlag und Verlagsgesellschaft Paul Singer & Co., Berlin SW 68, Lindenstraße 2. Siehe 2. Beilage.

Starke Reichsbank.

Reichliche Entlastung in der ersten Februarwoche.

In der ersten Februarwoche ging der Wechselbestand der Reichsbank um 139,9 auf 1802,3, die Summe der Lombarddarlehen um 107,6 auf 66,2, der Bestand an Reichsschatzwechseln um 62,9 auf 23,2 Millionen, die gesamte Kapitalanlage also um 310,5 auf 1994 Millionen zurück. Die Gelder auf Girokonten zeigten allerdings nur eine Zunahme um 4,2 auf 270,8 Millionen. Dies und die Tatsache, daß gleichzeitig die Devisenbestände mit 198,4 Millionen (Abnahme 1 Million) fast unverändert blieben, lassen erkennen, daß zwar noch keine neue Geldflut, aber doch eine Entlastung und Beruhigung des Geldmarktes eingetreten ist. Sie können um so höher veranschlagt werden, als die Banken ja neue Gelder für die in Gang gekommene Börsenhäufung benötigen haben. Der Notenumlauf sank um 299,2 auf 4084,2 Millionen. Bei fast unveränderten Goldbeständen von 2244,1 Millionen erhöhte sich die Rotendeckung von 55,7 auf 59,8 Proz.; das ist fast die Hälfte mehr als die gesetzliche Vorschrift von 40 Proz.

Frankreich Deutschlands größter Käufer

Rund 1300 Millionen deutsche Exporte.

Die Einzelstatistik über den französischen Außenhandel weist den Wert der Einfuhr von deutschen Waren nach Frankreich im Jahre 1930 mit 7 906 075 000 Franken (rund 1300 Millionen Mark) gegen nur 6 612 970 000 Franken im Jahre 1929 aus. Deutschland steht mithin an erster Stelle der Länder, die nach Frankreich Waren einführen, vor Amerika (das im Jahre 1929 an erster Stelle stand), Großbritannien und Belgien. Der Wert der nach Deutschland ausgeführten französischen Waren wird für das Jahr 1930 mit 4 152 932 000

Franken gegen 4 743 585 000 Franken im Jahre 1929 angegeben. Hier steht Deutschland an dritter Stelle. An erster Stelle steht Großbritannien, an zweiter Stelle Belgien.

Labour Party gegen Neuwahlen.

Arbeiterfraktion gegen I.C.P.-Antrag.

London, 10. Februar. (Eigenbericht.)

Die Fraktion der Arbeiterpartei lehnte am Dienstag mit 121 gegen 14 Stimmen den Antrag der unabhängigen Arbeiterpartei auf Auflösung des Unterhauses und Neuwahlen ab. Die Wahlen sollten nach dem Antrag unter Propagierung eines streng sozialistischen Programms durchgeführt werden.

Sven Hedins Rückkehr.

Befriedigende Ergebnisse der Expeditionen.

Der berühmte schwedische Forscher Sven Hedin kehrte am Dienstag aus dem fernen Osten nach Stockholm zurück. In einer Unterredung mit dem Vertreter des „Soz. Pressedienst“ in Stockholm beschrieb Dr. Hedin die in den letzten Jahren von den unter seiner Leitung stehenden acht innerasiatischen wissenschaftlichen Expeditionen erzielten Ergebnisse, die sämtlich außerordentlich befriedigend ausgefallen seien. Im Mittelpunkt der Forschungen ständen die Provinzen Sinkiang und Kansu, sowie die Wüste Gobi. Die Forschungsarbeiten würden von 19 Fachgelehrten — 11 Schweden, 5 Chinesen, 2 Deutschen und 1 Dänen — beaufsichtigt und umfassen vor allem geologische, meteorologische, ethnographische, botanische und zoologische Untersuchungen. Auf Grund von eingehenden wissenschaftlichen Beobachtungen seien genaue Karten von den durchforschten Gebieten angelegt worden. Außerdem seien mehrere Tausend Gegenstände aus den verschiedensten Wissensgebieten gesammelt worden. Die Forschungsarbeiten sollten noch etwa zwei Jahre fortgesetzt werden.

STAATL. FACHINGEN
Staatl. Fachingen

Zu Hastrinkuren
bei Gicht, Zucker-, Nieren-, Blasen-, Hornleiden, Arterienverkalkung, Frauen- u. den Magenleiden usw.
Brunnenwasser durch das Fachinger
Zentralbüro, Berlin 87 W 8, Wilhelmstraße 55
Erschlich in Mineralwasserbehandlungen, Apotheken, Dispensare usw. sowie bei der Versandabgabe der Spezialitäten Fachingen und Niedersachen.
Berlin SW 14, Schönhauser Str. 10, Tel. 10 5 13, Litzow 5290-51.

Unwürdige Schwätzer!

Stadtverordnetensitzung ohne Arbeitsleistung — Soll das so weitergehen?

Wenn die gestrige außerordentliche Stadtverordnetensitzung nicht gewesen wäre, hätte die Stadt Berlin wahrlich keinen Schaden genommen. Nicht ein sachlicher Punkt der Tagesordnung ist erledigt worden! Schade um das elektrische Licht, das da nutzlos verbrannt wurde. Und das alles, weil es Kommunisten und Nazis gefiel, phrasengehüllte Reden zum Fenster hinaus zu halten. Als dann der Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung gestellt wurde, um wenigstens noch etwas praktische Arbeitsleistung zu ermöglichen, schloß der etwas übernerdöse stellvertretende Vorsitzende Dr. Caspari die Sitzung, noch ehe es zur Abstimmung gekommen war. Ein Stadtverordnetenausschuß beschäftigt sich seit einiger Zeit mit der Umgestaltung der so reformbedürftigen Geschäftsordnung des Stadtparlaments. Hoffentlich gelingt es den verantwortungsbewußten Parteien des Rathauses, die Arbeiten recht bald zu einem Abschluß zu bringen, damit derart unwürdige nutzlose Schwätzereien, wie man sie gestern wieder einmal über sich ergehen lassen mußte, in Zukunft im Interesse der Berliner Steuerzahler unmöglich werden.

Die gestern abgehaltene außerordentliche Sitzung der Stadtverordneten schloß die Aussprache über den Protestantrag der Kommunisten gegen das Demonstrationsverbot einschließlich der Befehlzung der von Nationalsozialisten in Charlottenburg erschossenen Kommunisten fort. Während es am Donnerstag bei der Beratung des Antrages zu Sturmjahren kam, in deren Verlauf schließlich die Kommunisten gegen die Nazis tödlich vorgingen, beschränkte sich der Stadts. Cippert (Naz.) gestern in der Fortsetzung seiner Rede auf einige wenige Sätze, die ruhig angehört wurden. In seinem Schlusssatz dominierte Stadts. Kasper (Komm.) wie stets gegen Nationalsozialisten und Sozialdemokraten. Die deutsche kommunistische Partei sei entschlossen, mit aller Schärfe gegen den Faschismus zu kämpfen. Bei der angekündigten nationalsozialistischen Demonstration am Sonntag im Lustgarten werden die kommunistischen Arbeiter ebenfalls anwesend sein. Kasper brachte schließlich noch einen Zusatzantrag ein, der die Entlassung des „sozialfaschistischen“ Polizeipräsidenten fordert. Vor der Abstimmung erklärte der Vorsitzende Genosse Hah die Einbringung des Zusatzantrages für unzulässig, da sie nach Schluß der Debatte erfolgt sei. Der debattierte Hauptantrag wurde abgelehnt.

Nach den Vereinbarungen im Kassenrat sollten nun nur noch Anträge behandelt werden. Es trat eine Beschränkung der Redezeit herauf, ein, daß für die Begründung eines Antrages den

Fraaktionen 10 Minuten, für die Debatte 15 Minuten und für das Schlußwort ebenfalls 10 Minuten Redezeit zur Verfügung stehen. Vereindort wurde auch, Abstimmungen nicht vorzunehmen, sondern sie bis zur Donnerstagssitzung zurückzustellen. Als nach einer Rede des Stadts. Grünberg (Komm.) zu einem Antrag seiner Fraktion betreffend die Polizeimaßnahmen anlässlich einer vor Monaten stattgefundenen kommunistischen Demonstration der Vorsteherstellvertreter Caspari (D. Sp.) doch eine Abstimmung vorsehen will, protestiert Stadts. Hatau (Soz.) dagegen. Caspari läßt aber dennoch abstimmen, der Antrag wurde abgelehnt, der Vorsteherstellvertreter erklärt aber, im weiteren Verlauf der Sitzung keine Abstimmungen mehr vorsehen zu wollen.

Dann gab es weitere Anträge zu behandeln, die alle in der politischen Betätigung der Kommunisten und der Nationalsozialisten ihren Ursprung haben. Es handelte sich um Proteste gegen die Verbote des Roten Frontkämpferbundes, das Uniformverbot gegen die Nazis und ähnliche Dinge. Bei den Begründungen gab es mehrfach Zusammenstöße zwischen den Nazis und den Kommunisten einerseits und dem Vorsteherstellvertreter Caspari. Die Juriste der Kommunisten erklärte Caspari für unparlamentarisch und der Würde des Hauses widersprechend. Von den Mittelparteien wurde ein Antrag eingebracht, über die Anträge

zur Tagesordnung überzugehen.

Die Annahme dieses Geschäftsordnungsantrages hätte der Verammlung die weitere Beratung erspart. Vor der entscheidenden Abstimmung leisteten Kommunisten sowohl wie Nationalsozialisten der Aufforderung des Vorsteherstellvertreters, die Plätze einzunehmen nicht Folge; Caspari glaubte sich nicht durchsetzen zu können und schloß kurzerhand die Sitzung.

Die angefangene Arbeit blieb also unerledigt liegen. Dem Haushaltsauschuß überwiesen wurde vorher u. a. das Bauprogramm der Elektrizitätswerke für 1931 mit einem Gesamtanleihebedarf von rund 24 Millionen Mark. Schluß der Sitzung gegen 21 Uhr.

Der Haushaltsauschuß der Stadtverordnetenversammlung vertagte in seiner letzten Sitzung nach mehrstündiger Debatte die Weiterberatung der Anträge betreffend Wohnungsbau und Rüstung bis zu den Haushaltsberatungen. Angenommen wurde die Vorlage wegen Genehmigung von Kostendarstellungen auf dem Gebiete der Stadtentwässerung in Höhe von 6,50 Millionen Mark.

Der Mörder des Chauffeurs

Ein Händler der Tat überführt — Nach Selbstmordversuch geständig

Das größte Verbrechen an dem 47 Jahre alten Tagchauffeur und Wagenbesitzer Franz Poniak aus der Fregestraße 39 in Steglitz, der vor etwa 14 Tagen, in den frühen Morgenstunden des 25. Januar bei Fersch erschossen aufgefunden wurde, ist durch die unermüdete Arbeit der Mordkommission Nebe-Dr. Wächter restlos aufgeklärt worden. Der Täter ist ein 27jähriger Händler Johannes Rabliß aus der kurze Straße 1 in Steglitz.

Bei den Ermittlungen hatte die Polizei eine Fülle von Kleinarbeit zu bewältigen, die jetzt endlich von Erfolg gekrönt ist. Eine ganze Reihe von Spuren wurden verfolgt, unzählige Zeugen wurden vernommen und schließlich wurde der Kreis der Verdächtigen immer kleiner. Schon vor Tagen entschlossen sich die Kommissare der Mordkommission zur Festnahme des Händlers Rabliß, da er der Tat am schwersten verdächtig schien. Er wurde in seiner Wohnung festgenommen und zunächst in Dahlem, wo die Mordkommission ihren ständigen Sitz aufgeschlagen hatte, ver-

nommen. Er bestritt, der Täter zu sein, konnte aber für die Mordnacht kein lückenloses Alibi vorbringen. Eine Hausdurchsuchung, die in der Wohnung der Mutter Rabliß vorgenommen wurde, beseitigte den letzten Zweifel an seiner Täterschaft. An derselben Stelle wurde nämlich die Waffe gefunden, aus der die tödlichen Schüsse auf Poniak abgegeben hatte.

Trotz dieses geradezu erdrückenden Beweismaterials konnte sich Rabliß zu einem Geständnis nicht entschließen. Vor mehreren Tagen verlangte er Frau und Kind noch einmal zu sehen. Der Wunsch wurde ihm erfüllt und man hoffte, daß dann ein Geständnis erfolgen würde. Stattdessen verhielt sich Rabliß später in seiner Zelle einige Böffel und Teile des Strumpfhalters, offenbar in der Absicht, Selbstmord zu verüben. Die Tat wurde jedoch bald entdeckt, der Zustand des R. war aber so besorgniserregend, daß er ins Staatskrankenhaus gebracht und operiert werden mußte.

Nach der Operation hat Rabliß gestern nachmittag endlich gestanden, den Chauffeur erschossen zu haben. Der

Mord ist umweit der Stelle passiert, wo Poniak als Leiche gefunden wurde. Da der Zustand des Täters es nicht anders erlaubte, mußte von einer weiteren Vernehmung zunächst abgesehen und diese auf einen späteren Termin verschoben werden.

Es ist nichts so fein gesponnen.

Tagelang gingen die Angaben über das Austausch des Chauffeurs Poniak mit seinem Wagen weit auseinander. Erst nach vielen Mühen konnte von der Mordkommission und ihren Beamten einwandfrei festgestellt werden, daß die Chevroletdrochke des Poniak um 11 Uhr am Sonntagabend an der Ecke der Birckbusch- und Schützenstraße in Steglitz gesehen worden war. Von hier aus muß er die Fahrt angetreten haben, die seine Todesfahrt werden sollte. Da der Personentreis in Berlin viel zu groß war, um zuverlässige Anhaltspunkte zu gewinnen, arbeiteten die Beamten zunächst in Fersch. In Fersch und den anliegenden Ortschaften wurde bei all den Leuten nachgefragt, die ein Auto besäßen oder wenigstens eins fahren können. Es war nicht so leicht, diese Ermittlungen so anzustellen, daß das Interesse der Öffentlichkeit nicht geweckt und der zu suchende Täter nicht gewarnt wurde. Fast alle Alibis waren bereits nachgeprüft worden, als man auf Rabliß stieß.

Das Verhör im Krankenhaus.

In den ersten Nachmittagsstunden des Dienstag erklärten die Ärzte im Staatstrankenhaus den Patienten soweit hergestellt, daß er ein Verhör übersehen würde. Rabliß gab an, daß er die Tat ganz allein begangen habe. In jenem Sonabend hätte er Poniak, den er nicht kannte, in Steglitz in der Birckbuschstraße angerufen und zu einer Fahrt nach Fersch aufgefordert. Der Chauffeur habe auch gleich eingewilligt. Was er eigentlich zu der Zeit draußen in Fersch wollte, kann Rabliß nicht sagen. Unterwegs sei ihm seine bedrängte Lage eingefallen und er überlegte, daß ein Chauffeur, der einen so guten neuen Wagen fahren könne, auch Geld bei sich haben müsse. Als die Stelle an der Dierowitzer Chauffee erreicht war, hob er den Mann hinterwärts nieder. Er schleppte ihn aus dem Wagen heraus und ließ ihn im Chauffegraben liegen. Darüber, weshalb er das Geld des Chauffeurs unangefast gelassen hat, ist Rabliß noch nicht befragt worden, da er noch nicht kräftig genug für ausgebreitete Verhöre ist. Er selbst fuhr die Drochke des Ermordeten zurück bis zur Amsestraße und ließ sie dort stehen. Nach diesen Feststellungen wurde die Vernehmung abgeschlossen.

Möge es nun auch bald gelingen, die nationalsozialistischen Mörder der jungen Reichsbannerleute Schneider und Graf zu fassen, möge es weiterhin gelingen, auch die übrigen Mordtaten der letzten beiden Wochen bald aufzuklären.

Schreckenszene auf U-Bahn.

Eine blinde Studentin überfahren.

Auf dem U-Bahnhof Hausvogteiplatz spielte sich in den gestrigen späten Abendstunden eine Schreckenszene ab. Die 36jährige blinde Studentin Elisabeth Naß aus der Niederwallstr. 11 fürzte in dem Augenblick, als ein Zug einlief, auf die Schienen und wurde überfahren. Die Verunglückte mußte durch die Feuerwehr aus ihrer furchtbaren Lage befreit werden. Mit lebensgefährlichen Verletzungen wurde die Unglückliche in die Charité gebracht.

Steuerbetrüger in Paris verhaftet.

Riefenbetrug an der Preussischen Bau- und Finanzdirektion.

Der Kaufmann Hermann Storg, der im März vorigen Jahres die Preussische Bau- und Finanzdirektion um 750000 Mark betrogen hatte, ist soden von der Pariser Polizei verhaftet worden. Dem Vernehmen nach wird die Staatsanwaltschaft durch das auswärtige Amt die Auslieferung Storgs an Deutschland bei der französischen Regierung beantragen.

Sprechchor für proletarische Feiertage. Donnerstag, den 12. Februar, abends 7 1/2 Uhr, im Gefängnis der Sophienstraße, Weinmeisterstr. 16—17, Übungsstunde.

Der Knopf des Bergmanns

Von Max Dortu

Nä, das is kein Stern, auch keine Sonne und kein Mond — das is ein Knopf, ein Hosentknopf, mein Glücksknopf, ich hab ihn mit Draht an meine Uhrkette fest gemacht — schön blank is er, er hat einen dunkeln Glanz, man könnte glauben — er jeit aus Platin. An diesem Knopf hängt 'ne lange Geschichte, 'ne Erbschaft hängt dran, 'ne amerikanische Erbschaft — außerdem is er ein Kriegsknopf, ich hab ihn als Andenken getriegt, von Slip Camber, dem Wälisch, dem Kollegen — ihr wißt doch, ich war in englischer Kriegsgefangenschaft. — Horrißel, Krischan, erzählt doch mal. — So, das kann ich woll, seht euch alle rund um die Kanone — erst aber die Stahltüre zu — und knipst das Licht an — jawoll, schüttet der Kanone drei Schippen Kohle ins Maul, wenn der Ofen keine roten Zähne zeigt, dann ist es am gemütschichten. Es wird draussen dunkel — aber es schneit noch immer. Wer hat Tabak? Erst mol de Piep anstecken — dann geht dat beeter, mit dat Vertällent!

Soo, also, legg los! Wir lößen im britischen Konzentrationslager, an die tausend deutsche Gefangene, wir waren ganz lustig zu essen gob's genug, zu rauchen auch — und dann konnten wir froh sein, daß wir aus dem Kriegskasernhause hinaus waren. Besser, der Stadlzaun um uns her, als die Spittervorhänge des Trammel- und Speckfeuers. — Wo 's war? Auf der Isle of Wight lagen wir in „Konzentration“, 'ne warme regnerische Insel, im britischen Kanal, worum — im Gefangenenlager gab es Vorbeergebüsch.

Schoo, die Insel Wight, graue Kalkfelsen über der perlmutternen See — eigentlich hätte sie Graue Insel heißen müssen. Eines Tages: Appell! Wo is miner? Bergleute freiwillig vor. Gut, all right, wir waren woll an die zehn Kumpels. Bestfalen und Schlesier — also: „Ihr kommt auf Grube!“ So ahead.

Wir fahren. Wir reisen. Zwei britische Soldaten mit uns. Ohne Gewehr. Nur den ungeladenen Revolver im Leder dein — am Gürtel. London. Jemand schenkte uns Zigaretten. 'n paar schöne Mädchen lächeln uns freundlich zu — Rosen und Nelken blühten plötzlich aus unseren Herzen heraus — britische Mädchen, ohne Haß — der Krieg war die große Döge: Menschlichkeit war die große Wohrheit! Es regnete. London. Bristol. Cardiff. Swansea. Wir waren da — wo wir hin sollten. In Swansea — an der

Schwannensee, im Lande Glamorgan, im Kohlen- und Eisenerzlande von Wales. England West. Der Sturm bläst von der See Atlantik. Regen fließt wie aus Hähern. Wir waren naß — wir wurden aber auch wieder trocken.

Ja, reiß mal der Buddel Bier den Hals auf, laß mich mal trinken. Und noch Kohlen in die Kanone, rückt näher: Kumpels, die Wärme tau die Herzen auf — jetzt kommt Slip Camber, der britische Kollege, der wälische Bergmann, der Mann mit den treuen Augen, mit der Freundschafthand und dem Knopf — ja, hier, dieser Stahlknopf, der is einmal an Slip Cambers Hofe — mir is er mein Glücksknopf. Jaujau, juju, er hat mir Glück gebracht, als ich nach drei Jahren Gefangenschaft heimkam — war der Storch bei meiner Frau gewesen, 'n kleines Mädchen, anderthalb Jahr alt — sie schielte, die Kleine, sie hatte grüne Augen — ich hab mich gleich von ihr scheiden lassen, von ihrer Mutter natürlich auch. Meine zweite Frau: die legte nachts meinen britischen Hosentknopf unter ihr Kopfkissen — und ihr wißt: daß mein Glück mit dem Knopf kam, ihr wißt: daß Anna mir fünf Kinder gebar — zwei davon waren Zwillinge, und da sage mir teiner, daß mein Knopf kein Glücksknopf sei. Schnell 's noch draußen?

Deutlicher. Gut. Also: Wales in England. Slip Camber, der Bergmann. Ich lag bei ihm in Quartier. Wir deutschen Kriegsgefangenen kamen einfach zu einem wälischen Kollegen ins Haus, das schlaf, eh, laut auf den Ritt, rückt ab, arbeitet — nicht zu viel, auch nicht zu wenig — seid gute Kollegen, vertragt euch! Und wir vertragen uns: Slip und ich, wir vertragen uns prächtig.

Ein Jahr is 'rum, ich fühlte mich gar nicht mehr als Prisoner, ich war ganz frei — nur alle vier Wochen kam mol 'n britischer Sergeant, nach mir zu gucken — er seß mir immer 'ne Handvoll Zigaretten da: Sweet Cap!

Eines Tages kam 'n Telegramm. Für mich? Oh nä, für Slip — 'n Telegramm aus Amerika. Gaddam, soll Slip Camber den Frieden vermitteln? No, Sirs. Aber Slip Camber soll 'ne Erbschaft machen. Dam, wir gratulieren!

Das Geld is da, die Erbschaft aus Amerika. Der Postbote brachte uns das Geld ins Haus — vierzig Pfund Sterling, in Papier — zweihundert Dollar waren das, dodraun hatte Slips Onkel fünfzig Jahre lang gespart, er war Hüttenarbeiter in Pittsburg gewesen — also, sauer und bitter erspartes Geld. Slip, die vierzig Pfund dürfen wir nicht verkaufen. Nä, wir kaufen 'ne Kuh dafür. Und die Kuh is schon da, sie steht im Stall, neben der Ziege. Wir kriegen Butter, wir kriegen Käse — und Slip hatte 'ne neue Hofe

getriegt, 'ne gute Manchesterarbeitshose — hier, der blanke Blickknopf, der is mit dran, an der Erbschaftshose des Slip. Kuh, Hofe, Unterrock für Slips Frau, Schuhe für die Kinder — 'ne heimliche Botte Whisky — die Erbschaft war genau drauf gegangen.

Wälisch schlug das Unglück ein. Die Kuh kriegt 'n dicken Bauch, und sie war doch gar nicht beim Bullen gewesen — der Bauch wird immer dicker und fester — wir holen die Hebamme, den Barbier und den Pastor holen wir — aber Lovelace starb — Lovelace is tot: die arme schöne Erbschaftshose! Die Kinder und Frau Slip meinten — Slip Camber selbst aber suchte. Und ich sagte: Holt den Bulcher, den Schlachter — die tote Kuh is noch das Fleisch wert. Hurry up!

'n Plakat an Slip Cambers Haustüre: „Billiges Rühfleisch zu verkaufen!“ Niemand kam. Slip, schreib 'n anderes Plakat. Jes. „Rühfleisch zu verkaufen!“ Abends war es weg, das Fleisch. Alles. Nur 'n mächtiges Stück Cowbeef und die Silberhörner und den Knopf behielten wir von Lovelace, der Erbschaftshose. — Den Knopf? — Jawohl, den Knopf, den Knopf von der Hofe des Genossen Slip. Der Knopf war die Ursache des Eingehens der Kuh. Beim Füllern war dem Slip ein Knopf von der Erbschaftshose abgesprungen — Lovelace hatte ihn für 'ne Koffine gehalten, sie hatte ihn aufgeleckt, er war schlecht zu verdauen, der Knopf — er blieb der Lovelace an der Magenwand hängen — der Metzger hatte ihn gefunden: Die Kuh war am Knopf gestorben! Die Erbschaftshose hin — Slip Camber steckte den Knopf in seinen Tabakbeutel, wie leicht bringt er da Glück?

Und der Knopf brachte Glück. Im November kam der Waffenstillstand.

Nach 'nem halben Jahr reiste ich ab. Slip Camber und seine Frau brachten mich zur Bahn, mich, den Prisoner — der aber als Freund schieb. Die Kinder meinten, Slips Frau schenkte mir 'n Taschentuch und Slip selbst — der schenkte mir, na — was? Den Knopf hat er mir geschenkt, alles was er hatte, den Rest seiner Erbschaft, das Höchste, was er hatte: Dieser Hosentknopf brachte den Frieden!

Versteht ihr nun, warum ich den Knopf liebe? Mit Draht sijn er an der Uhrkette — mehr wert, als Gold oder Platin, denn er is Symbol der Kameradschaft, des Frohsinns und der Menschlichkeit! Slip Camber in Wales — klingen dir die Ohren?

Hörche, wie brummt die Kanone, der Ofen — Slip Camber brummet leise für sich hin: All men are brothers! Alle Menschen sind Brüder! Demuschen schneit es.

Gefangener seines Hasses.

Die räuberische Erpressung an der Stiefmutter.

Beim der 23jährige, der neulich vor dem Schnellschöffengericht stand, nicht zum Totschläger an seiner Stiefmutter wurde, so war das nur einem glücklichen Zufall zu verdanken. Die Tat, die ihn auf die Anklagebank brachte, räuberische Erpressung, entsprang einem seit Jahren in ihm wuchernden Hass gegen die Stiefmutter. So oder anders hätte vielleicht der eingeklemmte Affekt zu irgend-einer Auslösung geführt.

Als K. seine Mutter verlor, war er noch ein kleiner Junge. Zur Stiefmutter fand er keine Frühling. Er erlernte das Tischlerhandwerk, ging früh unter fremde Leute, dann starb der Vater. Zwischen Stiefmutter und Stiefkindern entstand wegen des Erbes Hant und Streit. Sie waren laut Testament auf ihr Pflichten gestellt. Alles andere, auch ein Haus, gehörte nun der Stiefmutter. Im März vorigen Jahres erhielt K. eine Abfindungssumme, 1500 M., und erklärte Verzicht auf alle weiteren Ansprüche. In wenigen Monaten war das Geld verbraucht. Im Januar verlor K. seine Stellung außerhalb Berlins. Er stand mittellos da. Der alte K. sah gegen die Stiefmutter wurde in ihm wieder wach. War sie denn nicht schuld daran, daß er so früh aus dem Elternhaus mußte? Hatte sie nicht Ehedruck getrieben und seinen Vater langsam vergiftet? Hatte sie ihn nicht schließlich um das Erbe des Vaters gebracht? Vielleicht waren alle diese Vorstellungen nur Hirngespinnste, K. glaubte daran. Nun wollte er sich mit der Waffe in der Hand in seiner Not und Verzweiflung von der Stiefmutter Geld holen. Er kaufte sich in der Münzstraße für 10 M. einen Revolver und begehrte gegen 1/9 Uhr Einlaß in die Wohnung der Stiefmutter. Diese konnte die feindseligen Gefühle ihres Stiefsohnes. Mehr als einmal hatte er gegen sie Drohungen ausgesprochen; ans Vorsicht hielt sie stets die Türflinte vorgelegt. Um 1/9 Uhr morgens erwartete sie aber ihren Stiefsohn nicht. Raum hatte sie geöffnet, als sie vor ihrem Gesicht die Waffe sah. Sie hatte Bestesgegenwart genug, sie zur Seite zu schlagen und um Hilfe zu rufen. Sie flüchtete, K. lief hinterher, versetzte ihr einige Schläge auf den Kopf mit dem Revolvergriff, wurde gefaßt.

Drei Tage später stand er vor dem Schnellschöffengericht. Von der Schuld der Stiefmutter war er sanftlich überzeugt. Das Gericht kam zu einer verhältnismäßig milden Strafe: zu fünf Monaten und einer Woche Gefängnis. K. blieb in Untersuchungshaft; auch Bewährungsfrist erhielt er nicht. Wie es in seinem Innern richtig aussah, konnte in der Eile nicht festgestellt werden. Im Bezirksamt sollen über die Familie K. ausführliche Akten vorhanden sein. Die Sozialen Gerichtshilfe will sich seiner annehmen. Eine Fürsorgerin wohnte der Verhandlung bei. Vielleicht war es doch ein Fall, der sich nicht ganz für das Schnellschöffengericht eignete.

Taucher suchen Urbans Pistole.

Schwierige Arbeiten auf dem Grunde der Spree.

In seinem Verhör hatte der Artist Karl Urban angegeben, er sei nach der Tat im Mercedes-Palast mit einem Auto bis zur Weidendammer Brücke gefahren und habe dort die Tatwaffe, die österreichische Steyr-Pistole, in die Spree geworfen. Da die Auffindung der Pistole die Aufhänger des Urban befruchtigen würde, so war angeregt worden, daß in der Spree nach der Waffe gesucht werden sollte. Urban wollte sie an der Straßenseite ins Wasser geworfen haben, an der das Hotel „Atlas“ liegt. Am Dienstagvormittag trafen Taucher mit ihrer Ausrüstung ein. Aus dem Untersuchungsgefängnis wurde Urban ohne Aufsicht nach dem Hotel gebracht und zeigte dort die Stelle, an der nach seiner Meinung die Waffe im Wasser sein müsse. Er wurde hierauf nach Moabit zurückgeführt und die Taucher begannen ihre Arbeit. Bis zur Stunde ist die Pistole aber noch nicht gefunden. Auf der Brücke hatte sich alsbald eine große Menschenmenge angesammelt, die, um eine Verkehrsstörung zu vermeiden, von uniformierten Schupo-Beamten zurückgehalten werden mußte.

Erhebung der Nordanlage.

Die Staatsanwaltschaft hat am Dienstag gegen den Artisten Urban Anklage auf Mord in Tateinheit mit schwerem Raub mit Todeserfolg und unbefugtem Waffenbesitz erhoben.

Ausbau der Großfunkstation Rauen.

18 Millionen gesunkte Worte im Jahr 1930.

Die deutschen Großfunkstationen Rauen und Beelitz, die als Sende- und Empfangsstellen für den gesamten deutschen Überseeischen Funkverkehr dienen, werden jetzt gemeinsam von der Reichspost und der Transporenbahn A.-G. ausgebaut.

Die prozessorischen Kurzwellenfender werden durch neue ersetzt, und an Stelle der bisherigen Antennen treten sogenannte Richtantennen oder „Strahlwerfer“; die ihre Überlegenheit über andere Antennenanordnungen erwiesen haben. Vierzehn direkte Funklinien führen bereits von Rauen in die Welt: nach Nord- und Südamerika, Mexiko, Cuba, China, Siam, Japan, den Philippinen, Niederländisch-Indien, Ägypten und Persien. Eine neue direkte Linie nach Kapstadt ist projektiert. Wechselseitige drahtlose Fernsprecherbindungen bestehen zwischen Rauen, Argentinien, Chile, Uruguay, Brasilien und Siam. Auch mit Japan ist der direkte drahtlose Fernsprecherverkehr in Aussicht genommen.

Welche Bedeutung die Großfunkstation Rauen für unser gesamtes Wirtschaftsleben in den letzten zehn Jahren gewonnen hat, geht daraus hervor, daß sich die Zahl der gesunkenen Wörter von 2,8 Millionen im Jahre 1920 auf etwa 18 Millionen im letzten Jahre erhöhte.

Vorläufig keine Erweiterung des Flughafens.

Das ursprüngliche Projekt der Erweiterung des Flughafens nach Süden (Schneisenprojekt) ist aufgehoben worden, und zwar hauptsächlich deshalb, weil das Kleingartenfriedhofsgelände, Abteilung Tempelhof, unter dem 19. Dezember 1929 die zur Räumung des Erweiterungsgrundstückes ausgesprochene Kündigung der Kleingärtner für unwirksam erklärt hat. Ein inzwischen erneut aufgestelltes Projekt der Erweiterung des Flughafens nach Süden ist zurzeit noch Gegenstand der Beratung.

Die „Deutsche Liga für Menschenrechte“ teilt mit, daß aus technischen Gründen die Rundgebung „Remarque“ und die „Wirklichkeit“ am Dienstag, dem 17. Februar, nicht stattfinden kann. Der Termin der Wiederholung wird ebensfalls bekanntgegeben werden.

Karl Urban, N. B. 87, Hüttenstr. 6, bittet um Mitteilung, daß er nicht mit dem in der Nordische Schmöller verhafteten Artisten Karl Urban identisch ist.

Peinliches aus Potsdam

Waisenhausleiter und weibliche Angestellte — Notzucht an Fürsorgemädchen

Eine nicht alltägliche Privatklage wurde auf dem Potsdamer Amtsgericht unter Vorsitz von Amtsgerichtsrat v. Kardisberg ausgetragen.

Wegen verleumderischer Beleidigung des städtischen Waisenhausinspektors Franz Szebel aus Potsdam ist die 38jährige Plätterin Frieda Grunz aus Potsdam angeklagt. Inspektor S., der als Privatkläger austrat, ist seit 20 Jahren Leiter des Franzischen Waisenhauses in Potsdam, und die beklagte Plätterin wohnt im Gebäude des Stiftes. Eines Tages soll nun die Beklagte bei einer Unterredung mit dem Obermagistratsrat Dr. Beeßtehorn erzählt haben, daß der Privatkläger sich ver-schiedentlich an seinen Hausangestellten, die ihm vom Fürsorgeheim Heinenhof in Potsdam mit einem Erziehungsschein überlassen waren, vergangen habe. Dr. Beeßtehorn leitete die Sache an den Oberbürgermeister weiter, und so kam es dann zur Privatklage. In der gestrigen Verhandlung trat die Angeklagte, die durch Rechts-anwalt Giesen-Potsdam verteidigt wurde, den Wahrheits-beweis für ihre Behauptungen an. Die Öffentlichkeit wurde ausgeschlossen, den Vertretern der Presse aber die Anwesenheit gestattet. Es kamen bedeutliche Vorgänge zur Erörterung. Die Oberin des Potsdamer Heinenhofes befand, daß verschiedene Mädchen, die dem Privatkläger übergeben waren, sich beschwert hätten, daß dieser sich unfittlich ihnen gegenüber ver-gangen habe. Oberstmeister Elisabeth mußte schließlich die Sache an den Landesdirektor weitergeben, und die Dienststellen bei dem Privatkläger wurden für Fürsorgemädchen ein für alle Male gesperrt. Unter großer Spannung wurden dann einige der früheren Hausmädchen des Waisenhausleiters vernommen. Eine Bierwandzwanzigjährige, die wegen mißlicher häuslicher Verhältnisse in Anstaltsobhut gekommen war, der aber nach fittlicher Richtung von der Oberin ein gutes Zeugnis ausgestellt wird, erklärt unter Eid:

„Immer wenn ich mein Gehalt holte, hat der Herr Inspektor in seinem Amtszimmer was von mir gewollt. Ich mußte es mir zweimal gefaßt lassen. Nachher habe ich es der Oberin erzählt.“

Weitlich äußert sich auch ein anderes Mädchen, der in fittlicher Beziehung nichts Nachteiliges nachgesagt werden kann. Die Oberin bezeichnet die Mädchen als leichte Psychopathinnen, aber als durchaus glaubwürdig. Schließlich vertrauten sich die Mädchen in ihrer fittlichen Not der Plätterin und auch einem alten Heizer des Franzischen Stiftes an. Der Potsdamer Magistrat hatte seinerzeit in dieser Sache eine Untersuchung eingeleitet, aber an-scheinend keinen Grund gefunden, um einschreiten zu können. Die Beklagte befandete gestern, daß eines nachts laute Hilfe-schreie eines Fürsorgemädchens bis zu ihrer Wohnung gedrungen seien. Am nächsten Tage habe ihr dieses Mädchen erzählt, daß der

Herr Inspektor mit Gewalt von ihr Unfittliches verlangt hätte. Die Mädchen sollen auch der Frau des Privatklägers von den Mitteilungen gemacht haben, aber diese soll darauf ge-antwortet haben: „Da müssen die Mädchen schon sehen, wie sie selber fertig werden.“ Es können auch noch andere Dinge zur Sprache, die nicht wiedergegeben werden können.

Rechtsanwalt Dr. Schröder, der Vertreter des Privatklägers, beantragte Zeugenladungen für die Unglaubwürdigkeit der Fürsorge-mädchen. Der Antrag wurde abgelehnt. Der Verteidiger K.-M. Giesen war bereit, noch andere Mädchen für die Gepllogenheiten des Privatklägers zu laden. Er beantragte seiner Klientin den Schutz des § 193 zuzubilligen. Das Gericht schloß sich den Aus-führungen von Rechtsanwalt Giesen an, billigte der Beklagten die Wahrnehmung berechtigter Interessen zu und sprach sie frei.

In der Begründung führte der Vorsitzende aus, daß die Be-klagte den Herren des Magistrats nur das vorgegetragen hat, was die Mädchen in ihrer fittlichen Bedrängnis mitgeteilt haben.

Der Rittergutsbesitzer als Brandstifter.

Zu alledem wird Potsdam demnächst noch einen Sen-sationsprozeß erleben. Am Mittwoch beginnt die Verhandlung gegen den Rittergutsbesitzer Hornemann, der in finanzielle Schwierigkeiten geraten war. Da kam ihm ein Gedanke. Seine schöne wohlgefallige Scheune, die er in Rehin besaß, war versichert. Wenn die abbrennen würde, könnte er sich mit der Entschädigung der Versicherungsgesellschaft wieder flott machen. Allein getraute er sich das Verbrechen der Brandstiftung nicht zu begehen, und das sollte ihm erst recht zum Verhängnis werden. Er beauftragte mit der Brandlegung seine drei Angestellten Senft, Kant und Bente. Diese führten den Auftrag ihres Brotgebers aus. Die Scheune brannte vollständig ab. Sofort meldete der Ritterguts-besitzer seinen Schaden der Versicherung und bat um möglichst baldige Regulierung. Wie immer in solchen Fällen, stellte die Gesell-schaft eingehende Recherchen an, bevor sie zahlte, und da erfuhr sie, daß Hornemanns Scheune auf seinen Wunsch von seinen Ange-stellten angezündet worden war. Inzwischen war aber der Ritter-gutsbesitzer den fortwährenden Erpressungen seiner Angestellten ausge-setzt. Sie bedrängten ihn denart mit Geldforderungen, daß Hornemann bald nicht mehr ein noch aus mußte. Wenn er sich weigerte zu zahlen, drohten ihm die Brandstifter, sie würden die ganze Sache der Polizei anzeigen. Ihnen könne ja nichts passieren, da sie nur den Befehl ihres Dienstherrn ausgeführt hätten.

Auf Veranlassung der Versicherungsgesellschaft beauftragte die Staatsanwaltschaft mit der Angelegenheit. Nun ist Hornemann der Verleitung zur Brandstiftung und zum Betrug ange-klagt, während sich seine drei Angestellten wegen Brandstiftung, Erpressung und Bestechung zu verantworten haben.

Bezirksausschuß für Arbeiterwohlfahrt!

Am Freitag, dem 20. März, im Bürgersaal des Rathauses, Königstr. 10, Zeit 8 Uhr, Tagesordnung wird noch bekanntgegeben.

Generalversammlung

Anträge an die Generalversammlung sind in der Geschäftsstelle bis spätestens 21. Februar 1931, einzureichen. Stimmberechtigte Mitglieder der Generalversammlung sind: a) Der engere Bezirksausschuß / b) Die Revisoren / c) Die Kreis-leiter (innen) und deren Stellvertreter / d) Aus jeder Abteilung zwei gewählte Delegierte / e) Je ein Vertreter der angeschlossenen Organisationen und die Mitglieder der zentralen Wohlfahrtsdeputa-tion und des Verwaltungsausschusses des Landesjugendamtes

Die Fleischpreise in Berlin.

Ueberhöhte Schlächterprofite beim Kalbfleisch.

In Berlin besteht seit dem Oktober öffentliche Kontrolle für die Groß- und Kleinhandelspreise im Fleischverkauf, die durch die wöchentlichen Erhebungen der Reichsforschungsstelle für land-wirtschaftliches Marketing ausgebaut wird. Nach diesen Fest-stellungen sind die Durchschnittspreise für Fleisch ins-gesamt von 1,12 M. je Pfund in der zweiten Februarwoche bis auf 98 Pf. je Pfund gesunken. Diese Verbilligung entfällt jedoch fast ausschließlich auf Schweinefleisch, das vom August bis Februar von 1,07 M. auf rund 90 Pf. je Pfund gefallen ist. Da-gegen haben die Preise für Rind-, Kalb- und Hammelfleisch nur unwesentlich nachgegeben, obwohl auch hier die Großhandels-preise ganz erheblich zurückgegangen sind.

Der Kampf bei der Senkung der Lebensmittelpreise geht in erster Linie darum, die Gewinnspanne zwischen Großhandel und Ladenpreis zu verringern. Wie notwendig es ist, den Fleischern genau auf die Finger zu sehen, zeigt sich in der Entwicklung der Gewinnspannen vom Oktober 1930 bis jetzt. Für sämtliche Fleischsorten zusammen sanken die Ge-winnspannen bei dem ersten Anlauf der Preisabwärtung von 24,4 Pf. je Pfund im Oktober auf 19,1 Pf. pro Pfund im November. Inzwischen sind die Großhandelspreise immer stärker gesunken als die Ladenpreise, so daß die Gewinnspanne der Schlächter in der zweiten Februarwoche bereits wieder 22,5 Pf. je Pfund erreicht. Wie ungleich die Spannen sind, zeigt sich darin, daß die Gewinnspanne beim Schweinefleisch nur 19,2, beim Rindfleisch aber schon 25,5 Pf. je Pfund ausmachen. Standaßes aber sind die Verhältnisse beim Kalbfleisch, das trotz sehr starker Verbilli-gung der Lebendvieh- und Großhandelspreise im Laden immer noch im Durchschnitt 1,27 M. gegenüber 1,35 M. im Oktober kostet. Bei Kalbfleisch sind daher auch die Gewinnspannen der Schlächter bei 37,7 Pf. je Pfund fast doppelt so hoch wie beim Schweinefleisch.

Die öffentliche Kontrolle und auch das Publikum selbst werden hier einzusehen und den Schlächtern klar zu machen haben, daß die Verbilligung der Schlachtvieh- und Großhandelspreise dazu da ist, den Konsumenten billigeres Fleisch zu liefern und nicht, damit sich die Herren Schlächtermeister hohe Sonder-profite in die Tasche stecken können.

„Der Hausdienst areilt ein.“

Technik im Haushalt und neuzeitliche Kochmethoden sind die beiden Hauptaufgaben, über die immer größeren Kreisen der Be-völkerung Aufklärung zu geben sich der „Hausdienst“ bemüht. Es gibt so manche kleine Tüde, die jeder Hausfrau sicherlich schon einmal Sorgen bereitet hat. Damit sie dann aber auch eine Stelle weiß, bei der sie Rat und Hilfe erhalten kann, hat die Gasag vor-längerer Zeit den Hausdienst geschaffen, der sich bemüht, diese Tüde zu schließen. Die große Inanspruchnahme dieser Einrichtung, die

in jedem Berliner Bezirk eine Auskunftsstelle hat, zeigte bisher immer wieder sehr eindringlich, daß man auf dem richtigen Wege zu sein scheint. Es soll so ein Vertrauensverhältnis zwischen Gasagnehmer und Gasaglieferanten hergestellt werden, das aber auch das Gebiet der Kochkunst miteinfaßt. Die regelmäßige Besichtigung der Hausdienst voranläßt, einer breiteren Öffentlichkeit einmal einen Einblick ins heimliche Leben und Wirken, wie es sich täglich in den Beratungsstellen abspielt, zu geben. In lustiger, wenn auch durchaus sachlicher Weise werden viele Räte und Sorgen, die alle Hausfrauen heute mehr oder weniger in Küche und Haushalt bedrücken, mit der Hausdienstberaterin besprochen, die stets bemüht ist, einen Ausweg und eine glückliche Lösung zu finden. An zwei Abenden soll dieses humorvoll gehaltene Spiel des Hausdienstes im Bezirk Mitte ge-zeigt werden. Der Eintritt hierzu ist frei, ja es erhält sogar jeder Besucher ein Freilos, woraufhin er ein praktisches Gas-gerät gewinnen kann. Beide Abende beginnen um 1/20 Uhr und finden statt am 12. Februar 1931 in den Rustertälen, Berlin G. 23, Kaiser-Wilhelm-Straße 31, und am 13. Februar in Vogels Festtälern, Berlin SO. 16, Brückenstraße 2.

Zwei Menschen finden einen Riesendiamanten.

Ein Diamant von 200 Karat, einer der größten aller Zeiten, wurde am Sonnabend von zwei Diamantgräbern in West-transvaal entdeckt. Sie hatten sich monatelang vergeblich be-müht und gerade ihre letzten Pfennige verzehrt, als sie auf den kostbaren Fund stießen. Der Stein ist der größte, der je in diesem Gebiet gefunden wurde.

Korso-Kabarett. „So wird's gemacht“ nennt sich die diesmonat-liche Revue, deren Inhalt leider den Titel ganz und gar nicht rechtfertigt; sie ist allzu humorlos, mögen sich auch der wirklich amüsante Will Schaeffers als tangohüpfender Gigolo und die nett lächelnde Grete Weiser als helle Provinzialin vom Reife-strand oder als sensationslüsterns Beißerlin der Filmprüferlei red-lichst darum bemühen; der Solotitel läßt sich weit besser an. In der Spitze trübe Hesterberg mit drei prächtig charakterisierten Chançons — als anmutige Ungerreuz, als alternde Verliebte und als Bohemienne; Benno Pantels Zaubereien machen wirklich Spaß, sie sind amüsant, weil sie so gar kein mystisches Brimborium um-räumt und weil sie so überaus nett formuliert werden. Ell Glähner ist eine Diktuse von Format, die Freiheit, Bilanziererei und tiefste Lebenswahrheit gleich anregend interpretiert. Ein süßes Tangirl ist Erika Renal und Hellmuth Krüger ein whigier Conferencier, der aus den erstlesten Lebensfragen ein schmachtendes Ragout kocht, gewürzt mit scharf beißenden, aber gut mündenden mixed-pickles. Willi Pragers Humor ist im Text wie im Vortrag jedoch reichlich antiquiert.

Der Kampf um ein soziales Mietrecht. Der Ausschuh der Mieterfunktionäre der Sozialdemokratischen Partei in Berlin gibt ein neues Mitteilungsblatt unter dem Titel „Soziales Miet-recht“ heraus. Von diesem Organ für Wohnungspolitik, Mieter-schutz und soziales Mietrecht liegt die erste Nummer vor, die einen kurzen, aber vollständigen Überblick über die umfangreiche Arbeit der Partei auch auf diesem Gebiet in Berlin gibt. Probe-nummern und nähere Mitteilungen sind von dem Herausgeber, Genossen Landgerichtsdirektor Ernst Ruben, Berlin SW. 11, Hasenplatz 5, zu erfordern.

Eine Ausstellung der Arbeiten des Lenkungsstufens veranstaltet das Volkshausamt Treptow in der Woche vom 16. bis 22. Februar 1931. Die Ausstellung ist täglich (auch Sonntags) von 10 bis 13 Uhr im Rathaus Treptow, Rewe Krugallee 2/4/6, zweiter Stock, geöffnet. Eintritt frei.

Panflavin PASTILLEN (Parkinsonpräparat) Zum Schutz gegen Grippe, Erhaltungskrankheiten, Mandel- u. Halsentzündungen

Andreas Nagy: Das gestohlene Paradies

Aus den Erzählungen des Nilos Lokitjch

(Schluß.)

Er nahm Abschied von mir und ging hinaus. Als er die Vorzimmertür öffnete, sprang mein Diener erschrocken zurück. Der Fatir legte ihm die Hand auf die Schulter, sah ihn an und der Kerl schloß die Augen und fiel steif auf sein Lager wie ein gefällter Baumstamm. Der Fatir würdigte ihn weiter keines Blickes, er sagte nur vor der Hütte, während ich ihn hinausbegleitete, fast: „Der wird nicht schwächen! Und dir vertraue ich.“

Ich kehrte in die Hütte zurück. Mein Diener lag noch in hypnotischem Schlaf. Ich war allein mit dem wunderbaren Pulver. Ich roch daran; es duftete schwach nach Gewürzen, aber das sagte nichts weiter, denn in Indien und Amsterdam riecht alles nach Gewürz. Ich wurde ausgesprochen erregt. Das konnte nichts schaden, dieses Pulver zu nehmen und alle geheimen Wonnen des mystischen Ostens zu durchkosten. In diesem eintönigen Leben konnte eine kleine Aufregung nur willkommen sein.

Ich hob das Säckchen bereits an die Lippen, als ich mir die Sache plötzlich wieder überlegte. Ich war so juchbar schlüfrig, daß ich bis zum Morgen sicher alles, was mit mir geschah, wieder vergessen hätte. Es wäre dumm von mir, das Wundermittel jetzt zu verschleudern, um so mehr, als es auf der ganzen Welt nur diese einzige Portion gab. Besser morgen, wenn ich ausgeruht bin.

Ich legte mich nieder und war schon fast eingeschlafen, als mir einfiel, daß ich das Pulver auf dem Tisch hatte liegen lassen. Dieser Mist von Diener würde es vielleicht beim Aufräumen herunterlegen. Ich hing mir das Seidenfächchen um den Hals und schlief beruhigt ein.

Am ganzen nächsten Vormittag fühlte ich mich so wie ein Bräutigam, dem die Hochzeitsnacht bevorsteht. Ich aß und trank maßvoll, überwachte jede meiner Bewegungen; mit leichtem Magen und ausgeruhtem Körper wollte ich der höchsten Wonne des Lebens entgegenzutreten. Bei einer meiner Wippen hing sich ein hübsches Hindumädchen an mich, aber ich schüttelte es ab. So dumm war ich nicht, mich mit Brot satt zu essen, wenn ich zu einem großartigen Wahl geladen war!

Am Nachmittag schickte ich auch meinen Diener fort und schloß mich in mein Zimmer ein. Ich hatte das Pulver schon fast im Mund, als mich plötzlich, scheinend wie ein Säbel, der Gedanke durchfuhr, daß es dumm von mir wäre, des Lebens höchste Wonne gerade jetzt zu durchkosten. Ich war gesund, meine Angelegenheiten befanden sich in Ordnung, mein gleichförmiges Dasein hatte neben kleinen Unannehmlichkeiten auch keine Freuden nachzuweisen. Es wäre schade, diese Ruhe jetzt durch ein Erlebnis zu zerstören, in dessen Folgen man das Leben nur mehr als unerträgliches Elend empfinden würde.

Nach reiflichem Ueberlegen beschloß ich, dieses Pulver, die einzige Lebensmöglichkeit großen Stils, für die Zeit aufzubewahren, wenn Menschen und Dinge mich endgültig meinem Schicksal überließen. Dann sollte dieses Wundermittel mich für meine Qualen entschädigen.

Ich hatte nur noch eine Sorge: wie ich nämlich das teure Pulver vor meinem Diener schützen sollte. Denn wenn er merkte, daß ich dem Mittel nur die geringste Bedeutung zubilligte, wäre das Grund genug für ihn, das Pulver zu klauen. Er war die reine Eifer-
notur.

Aber ich fand auch da einen Ausweg. Ich füllte das Pulver in ein kleines Fläschchen und malte mit Tusche einen Totenkopf darauf. So konnte ich es ruhig auf das Regal zu den übrigen Medikamenten stellen.

In meiner freien Zeit betrachtete ich das kleine Fläschchen mit der gleichen süßen Hoffnung im Herzen, als ein Bild der angebotenen Braut. Oft hatte ich bittere Stunden, in denen der Gedanke der Heimatlosigkeit und meines zweifeligen Lebens mich fast ersticke; aber sobald ich zum Pulver griff, tauchten plötzlich tausend mildere Umstände in meinem Hirn auf, lauter nichtige, vorübergehende Argumente, und ich stellte das Fläschchen zurück für bessere Beziehungswerte noch schlechtere Zeiten. Und wenn ich eine schöne Gegend sah, einen schmachtenden Bissen aß, mit einer schönen Frau beisammen war, dachte ich daran, wie wenig dies alles im Vergleich dazu war, was mich erwartete.

Eines Tages erreichte mich die Tragödie, unerwartet, wie ein dimmer Dachziegel.

Ich trat gerade in dem Augenblick in das Zimmer, als mein Diener einen kräftigen Schluck aus der Kettflasche nahm. Jetzt wurde ich wütend. Schließlich waren diese paar Medikamente die Grundlagen meines Geschäfts, das mich ernährte. Dieser Gauner soll meine Wissenschaft leer.

Ich bin kein grausamer Mensch, sogar die Fliegen fange ich mit verzuckertem Kiebstoff, aber jetzt packte mich der Zorn. Ich griff dem Kerl nach der Kehle und ohrfeigte ihn gründlich. Seine Augäpfel traten aus den Höhlen, sein Mund schäumte und er brüllte wie am Spieß:

„Oweh, o weh! Mein Herr ist böse auf mich! Mein Herr hat mich geprügelt! O weh, o weh! Das kann ich nicht überleben!“

Ob ich es verhindern konnte, ergriff er das Fläschchen mit dem Totenkopf und schluckte das Pulver hinunter. Vergebens sahle ich danach, es war zu spät; der Halunke hatte meine einzige Hoffnung verschluckt!

Er schlug lang hin und bald konnte ich sehen, daß der Fatir nicht gelogen hatte, wenn er von einem Wundermittel sprach.

Seine Kieme wurde berröthigt, seine Augen leuchteten, ein Lächeln der Wonne umspielte seine Lippen. Ich sah es ihm direkt an, daß er jetzt über fernhafte Gegenden dahinschwabte, so, wie man das Licht der Sonne selbst an der ungehobelten Telegraphenstange erblicken kann. Aber ach, ich bemühte vergebens meine Augen, spannte umsonst alle meine Nerven zum Zerreißen an, ich sah nur die elenden vier Wände meines Zimmers und mußte dabei stehen, wütend und unsähig, etwas zu tun, während auf seinem dummen Gesicht der Widerschein einer märchenhaften, nie gesehenen Gegend glänzte.

Dann weiteten sich seine Nasenlöcher, seine Nasenflügel bedeten; grunzende Wonnelaute entflohen seiner Kehle; ich wußte, ich empfand klar, daß er jetzt den Duft paradiesischer Wälder in sich einzog, ich aber schnüffelte vergeblich mit angepanntem Bemühen, ich empfand nur den muffigen Geruch meines Zimmers.

Und dann gewahrte ich, daß er Melodien hörte, die Menschenohren noch niemals vernahmen, und Gewürze schmeckte, die Menschengaumen noch niemals fühlten und ich sprang umher, ausgeschossen von alledem, wie ein Hund um den Tisch der Pfaffen.

Und dann rief er einen markerschütternden, erschreckenden Wonneshrei aus, öffnete beide Arme, sein Gesicht flammte, seine Brust leuchtete.

Ich wußte, daß jetzt das göttlichste Weib auf ihn zukam, das sich nur durch die Kraft der Magie einem Manne schenkt. Wenn sie lächelt, berührt ihr Fuß die Erde kaum, so leicht ist sie; für nichts sonst erschaffen als für die Liebe. Ein Blumenwäsen, aus dem glühenden Dampf der Ekstase erschaffen, um den Menschen für eine Stunde göttliche Wonne zu bringen! Und diese Stunde gehörte mir! Diese Frau hätte eigentlich mein werden sollen.

Ich sah, wie der elende Kerl, in wahnwüthiger, sinnloser Berausung, nach meinem Weibe griff, und das Blut lief mir in die Augen. Rein, Verbrecher! Meins Farben, Düfte, Melodien, Speisen konntest du verschlingen, aber mein Weib wirst du mir nicht entführen.

Ich sprang zu ihm und umspannte mit beiden Händen seinen Hals, um ihm den Krug umzudrehen.

Kun, wenn ich mit diesen meinen zwei Händen jemand anfasse, dem geht es schlecht. Aber jetzt fühlte ich erschrocken, daß meine Finger auf seinem Hals keinerlei Spuren hinterließen, es war, als drückte ich einen Felsblock. Und dabei glühte sein Nacken, so stark wie ein eiserner Ofen.

Jetzt sah ich erst, wie ein lächerlicher, aufgeregter George Dandin aus mir geworden war. Ich konnte ihn würgen, ohrenschlagen, stoßen nach Hergenslust — es war nur, als wolle ich elektrische Ströme mit der Hand aufhalten. Ich kauerte auf seinem Körper und mußte mit ansehen, wie er die unsichtbare Schöne umarmte. Ich hörte Rufe, in denen elektrische Funken knackten, und sah seinen Körper sich epileptisch krämpfen. Und ich mußte auch noch dabei sein, als er erlöst lichernd verstummte und zufrieden leuchtend in tiefen Schlaf versank.

Damals schwor ich mir zu (und ich habe den Schwur gehalten), daß ich niemals heiraten würde. Das alles noch einmal zu erleben? Einmal war reichlich genug!

(Uebersetzt von Gader-Masch.)

unerschütterlichem Glauben diese angeblich ungläubigen und nur verstandesmäßig lebenden Amerikaner der Vorsehung ihres Arztes anhängen. Sie wollen die Sache bis zu Ende durchziehen, selbst auf die Gefahr hin, sich eine Lungenentzündung zu holen.

Augenblicklich liegt nämlich New York an der Grippe krank und die Geschäftsleute jammern, es könne deshalb keine Besprechung zustande kommen. Das Klima in New York ist wirklich vom Teufel; gestern hatten wir eine Art Blizzard, das Thermometer sank bis zu sechs Grad unter Null, und heute liegt die Sonne auf der Stadt; es ist Frühling, und die Vergoldung der Kuppel von Zentralstation scheint so aufdringlich, als wolle sie uns Fremde über das Ende der guten Konjunktur und der berühmten Prosperität hinwegtäuschen.

Die sind nämlich wirklich augenblicklich gänzlich verschwunden, und da die New-Yorker Hysteriker sind (einmal himmelhoch jauchzend, dann zu Tode betäubt), hat man es aufgegeben, sie zu suchen. Die schöne Zeit, die hauste, der Boom der Jahre 1925 bis 1927, als jeder Geld hatte und es keine Armut mehr gab, sind vorbei. Es wird von jedem Geschäftsmann zugegeben, daß Amerika zehn Millionen Arbeitslose hat und daß augenblicklich für niemanden die Möglichkeit besteht, sich zum Millionär hochzuarbeiten. Abends stehen die Breadlines, die Brotlinien, auf dem Broadway; das heißt, eine riesige Kette oder mehrere riesige Ketten von Arbeitslosen drängen sich unter Polizeiaufsicht zu einem Wagen, von dem ihnen ein Stück Brot gereicht wird. In diesem New York, das an der siebenundünzigsten Straße einen Volksträger hat, der ganz aus kararischem Marmor gebaut ist, gibt es also Leute, die hungern. Die alten Damen und ihre Vereine, die große Presse setzen sich für die Arbeitslosen ein; im Radio wird das Problem täglich besprochen; aber es hat sich deswegen noch nichts geändert.

In Coney Island sah ich bei Childs, dem New-Yorker Fischinger. Wie immer, fing ich mit einem Sauerbraten-Codfish an und dann sah ich eine Wurst nach New-York Art. Das kostete nach deutschem Gelde drei Mark, und es war sehr reichlich und einwandfrei hygienisch; aber deswegen noch nicht schmackhaft. Jemandem kündigte ein Katal an: Das Gefängnis, dargestellt von ehemaligen Sträflingen. Wertvoller Einblick in die Strafanstaltsverhältnisse für jung und alt. Tritt ein und überzeuge dich für wenig Geld, ehe es zu spät ist.

Geknüppte Wunder

Wie die Perjerteppiche nach dem Abendland kamen

In London findet zur Zeit eine „Internationale Ausstellung persischer Kunst“ statt, auf der auch die herrlichsten Dokumente orientalischer Kunst, die herorragendsten Perjerteppiche, zu sehen sind. Es wäre eine lohnende Aufgabe, die Herkunft dieser Wunderwerke und den Weg, auf dem sie nach dem Abendland gekommen sind, einmal im Zusammenhang zu untersuchen. Friedrich Sarre gibt dazu im „Pantheon“, der von D. v. Falke und L. S. Raper herausgegebenen Monatschrift für Freunde und Sammler der Kunst, beachtenswerte Einzelheiten.

Als ursprüngliche Aufbewahrungsorte kommen vor allem die Grabmoscheen der Imame, Ordensgründer und Heiligen, sowie fürstlicher Persönlichkeiten mit ihren Schatzkammern in Betracht, so das Mausoleum des Schah Safi in Ardabil, aus dem der bekannte Teppich von 1539/40 im Victoria- und Albert-Museum zu London stammt, die Grabmoschee der langenden Derwische in Konia und die Moschee von Rum, aus der ein prachtvoller Seidenteppich vom Grab des Schah Abbas II. auf der Internationalen Ausstellung persischer Kunst soeben in London zu sehen ist. Auch die Paläste indischer Fürsten und des Serail in Konstantinopel bergen teilweise noch unbekannte Teppiche. Nicht klein ist ferner die Reihe der Teppiche, die nachweislich als Geschenke orientalischer Fürsten nach Europa gelangt sind, wie die kostbaren persischen Seidenteppiche im Schatz von San Marco in Venedig oder der berühmte Wiener Jagdteppich, der eine Gabe des Schahs an Peter den Großen und von diesem an Kaiser Leopold II. weitergegeben sein soll.

Dann hat die Sitte, mit Wappen geschmückte Teppiche im Orient herstellen zu lassen, es veranlaßt, daß sich im Besitz europäischer Fürsten Schätze erhalten haben, wie die Serie gewirter Seidenteppiche des Residenzmuseums zu München, die für die Vermählung einer Tochter des polnischen Königs Sigismund III. mit dem späteren pfälzischen Kurfürsten Philipp Wilhelm im Jahre 1640 in Persien gefertigt worden ist. Auch scheint man im Abendland kostbare Teppiche mit Vorliebe an Kirchen, Klöster und Synagogen gestiftet zu haben. Endlich sind es die Türkentriege gewesen, die mit anderen Kostbarkeiten eine Reihe von edlen Teppichen in europäischen Besitz gebracht haben. So wurde vor Wien im Jahre 1683 in dem eroberten Lager des türkischen Großwesirs Kara Mustafa eine große Beute gemacht, an der nicht nur die vielen deutschen und polnischen Heerführer des Entsatzheeres, sondern auch die gemeinen Soldaten ihren Anteil hatten. Es ist wohl kein Zweifel, daß der größte Teil des kostbaren Teppichbesitzes fürstlicher Häuser, so z. B. der sächsischen Fürstentümer, auf die Türkentriege im Jahre 1683 zurückgeht. Dienen Ursprung hat aller Wahrscheinlichkeit nach auch ein vollere Teppich, der vor etwa 30 Jahren zusammen mit einem Türkenzelt — vor Wien wurden 1683 nicht weniger als 15 000 Zelte, abgesehen von den Prachtzelten des Großwesirs und der Führer, verteilt — im Schloß von Dessau zum Vorschein gekommen sein soll und als Wiener Beutestück eines ungarischen Fürsten galt. In den herzoglichen Wohnräumen untergebracht, wurde er merkwürdigerweise erst jetzt beachtet, ehe er dann im vergangenen Jahre außer Landes ging. Auch er ist auf der Londoner Ausstellung weiteren Kreisen zugänglich gemacht und erregt die größte Bewunderung; handelt es sich doch um einen der schönsten, frühesten und trotzdem vorzüglich erhaltenen persischen Teppiche der Blütezeit. Als Herkunft und Zeit kommen das nordwestliche Persien und der Beginn des 16. Jahrhunderts in Betracht.

Paris — eine Oase der Ruhe?

Um Paris zu einer Stadt der Ruhe und des Schweigens zu machen, hat die Verkehrskommission der Stadt einen ausführlichen Bericht ausgearbeitet, der jetzt der Polizeipräfektur vorliegt und dessen Vorschläge bald durchgeführt werden sollen. Man erhält hier einen Ueberblick über Hunderte von Geräuschformen, die unseren Vorfahren unbekannt waren und die beseitigt werden können. Die Kommission geht von der Feststellung bedeutenderer Geräusche aus, die den unnötigen Lärm für eine der schwersten Gefahren für die Nerven der modernen Großstädter erklärt haben. Unter den Geräuschen, die unterdrückt werden sollen, befinden sich u. a. das Kreischen der Autobremsen, das Klappern mit Milchkannen und Müllkästen, der Rißbrauch der Autohupen und das Rumpeln der Karren. Es wird nachgemessen, daß dieser Lärm in sehr vielen Fällen durch mangelnde Uebung und Geschicklichkeit oder durch Kraftverschwendung verursacht wird. Ein Kraftfahrer z. B., dessen Bremsen bei jedem Anziehen quillt und kreischt, zeigt damit an, daß er entweder nicht fahren kann oder seinen Wagen nicht genügend instand hält. Gramophone und Lautsprecher dürfen nur dann in Gang gesetzt werden, wenn sie außerhalb der Wohnung nicht gehört werden können. Bei Durchführung dieser strengen Maßnahmen hofft die Kommission, daß Paris zu einer „Oase der Ruhe“ im Gefolge der modernen Zivilisation werden wird.

Richard Huelsenbeck: Coney Island im Winter

Es ist nicht leicht, sich in den New-Yorker Untergrundbahnen zurechtzufinden; aber schließlich muß man es doch einmal lernen. Da das Tarifsystem auf die Dauer zu teuer wird. Von der Battery bis zum Zentralpark zahlt man einen Dollar und fünfzig, das sind immerhin über sechs Mark. Nun meinen die New-Yorker allerdings, ihre Tarife seien billig. Wenn man alle anderen Preise damit vergleicht, stimmt das sogar. Für ein nicht sehr luxuriöses Hotelzimmer zahlt man vier Dollar und ein Mittagessen unter einem Dollar lohnt gar nicht der Mühe. In New York hat man das Prinzip der kleinen Portionen mit großem Eifer ausgebaut und ich kann sagen, daß die Leute es darin zu einer Art Rekord gebracht haben. Mein Freund ist allerdings sehr entzückt, weil er hofft, durch seinen New-Yorker Aufenthalt zehn Pfund abzunehmen. Bis gestern war er ein eifriger Verehrer der Prohibition, und er trank nichts als den Sauerbraten-Codfish oder das Orange Juice, das es hier vor jeder Mahlzeit gibt. Gestern nacht allerdings ist er dann mit dem Baron L., einer Schiffsbekanntschaft, in das Zentral-Lino (im Zentralpark) geraten. Da gilt die Prohibition nur oberhalb der Tischplatten; alles, was unterhalb den Tischplatten ist, geht niemanden etwas an, und nur, wenn einmal von einer warm gewordenen Seltisflasche der Kork abspringt, wird gelacht.

Kürzlich fuhr ich nach Newark, um dort einen anderen Freund aufzusuchen, der in dortigen Athletenklub wohnt. Athletenklub klingt bei uns sehr nach Rummelplatz; hier ist der Athletenklub (jede Stadt hat einen) das Feinste vom Feinen und jeder Fremde schämt sich glücklich, Gast des Athletenklubs zu sein. Dieser Freund hatte also die Einladung, im Newarker Athletenklub zu wohnen, nicht abgelehnt, obwohl Newark sehr weit außerhalb liegt. Man fährt vom Zentralpark bis Manhattan Transfer ungefähr eine halbe Stunde, und dann muß man mit einem anderen Zug unter dem Hudson durch und dann ist man noch lange nicht da.

Das Untergrundbahnsystem ist wirklich sehr kompliziert, obwohl wir Berliner doch auch keine Dörfler sind. Kürzlich, als ich nach Newark wollte, habe ich mich ganz verfahren, und schließlich merkte ich, daß wir ansatt nach New Jersey (in dieser Richtung, also jenseits des Hudson, liegt Newark), über die Brooklynbrücke sausten. Und dann merkte ich weiter, daß ich im Sea-Beach-Cyrcus saß, der

nach Coney Island fuhr. Ich war so verliebt in den Anblick meiner Mitreisenden gewesen. Ich hatte sie alle Brigleys Spearmint laufen sehen und war dabei gewesen, mir auszurechnen, wieviel Raugummistücke notwendig sind, daß sich Brigley seinen Wollenträger in Chicago bauen konnte. Ich beschloß sitzen zu bleiben und nach Coney Island zu fahren, obwohl es Winter war und ich wußte, daß alle Vergnügungsgelegenheiten geschlossen waren.

Wer es noch nicht weiß: in Coney Island, an der See, am Strand des Atlantischen Ozeans, amüsiert sich New York an heißen Sommerabenden und an heißen Sonntagen. Es ist eine wüste Vergnügungsstätte, ein Wald von Bretterbuden, die mit Plakaten bedeckt sind und bei Dämmerung mit grellen Lichtreklamen aufleuchten. Loews Schau hat hier eine Fiskale, und wer keine Stunde ohne Girls und Jazzmusik sein kann, wird hier für seinen Drang einen Weg finden. Es gibt in Coney Island Badeanstalten unter offenem Himmel (jetzt sind sie vereist), Tanzlokale jeder Art, Teufelsräder, und vor allen Dingen Rutschbahnen.

Der New-Yorker, das kann ich wohl ohne Uebertreibung sagen, ist reiflos verliebt in Rutschbahnen. Je mehr geruschelt und gekreisch wird, desto wohler fühlt er sich. Diese Rutschbahnen, die alle elektrisch betrieben sind und für unser Gemüt in riesige Höhen gehen, sind ein Gewirr von Latzen und Riemen und Stangen. Jetzt sind sie verlassen; die Räte, die von der See kommen, hat sie ausgefroren und mit grauem Reif bedeckt. Eine Kugel sah ich langsam die Bahn hinansteigen, von der am Oster Sonntag zum ersten Male wieder donnernd die Wagen herabschauen werden.

Am Strand hat der scharfe Wind die Männer mit den handgeschobenen Wagen nicht verschrecken können, die auf alte und junge Damen warten. Mit diesen Wagen (sie werden häufig von Kindern geschoben) kann man sich angefangs der Wolkenweite hin- und herzufliegen lassen und man kann soviel Brise schmecken, wie es einem Spah macht. Trotz der Kälte liegen einige Dutzend Unentwegte in Liegestühlen am Wasser. New York ist neben vielem anderem die Stadt der Gesundheitsfanatiker, und mancher, der seine Nerven im Geschäft gelassen hat, glaubt sie hier durch eine Stunde Uenübungen wieder zurückerobert zu können. Das ist natürlich ein vergebliches Bemühen; aber es ist während zu sehen, mit welcher

